image
not
available

Friedrich der Große

und sein Verhältniß zur

Entwicklung des deutschen Geisteslebens.

Von

K. Biedermann.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1859.

Friedrich der Große.

Friedrich der Große

und sein Verhältniß zur

Entwicklung des deutschen Geisteslebens.

Von

K. Biedermann.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.

1859.

Einleitung.

Daß eine Persönlichkeit wie Friedrich der Große, die so gewaltig aus ihrer Zeit emporragt, und eine Regierung wie die seinige, die so sehr in alle Culturverhältnisse der deutschen Nation eingriff, auch für die Entwicklung des geistigen Lebens dieser Nation vom vielseitigsten und bedeutsamsten Einfluß gewesen sein müsse, scheint sich von selbst zu verstehen und ist auch allgemein zweifellos angenommen. Gleichwohl ist es nicht so ganz leicht, Art und Maß dieses Einflusses zu bestimmen. So viel springt in die Augen, daß Friedrich der Große nicht in der Weise eines Medicis und Farnese, eines Ludwig XIV. von Frankreich oder auch nur einer Elisabeth von England als der Patron heimischer Kunst und Wissenschaft gelten kann, und daß es in Deutschland kein Fridericianisches Zeitalter in dem Sinne gegeben, wie in Frankreich ein siècle de Louis XIV.

Welches innigere Verhältniß zu der deutschen Literatur oder welche Bedeutung für dieselbe konnte denn wohl auch — so scheint es — ein Monarch haben, welcher von der durch Klopstock's Messias eben damals inaugurirten Neu-

geburt der deutschen Poesie keine Notiz nahm; welcher den Begründer einer lebendigern Anschauung der Kunstwerke des Alterthums, Winkelmann, um einiger elender Thaler willen, aus Knauserei, sich selbst und seinem Lande vorenthielt; welcher den Befreier Deutschlands von dem Joch ausländischer Geschmackstyrannei, Lessing, obschon dieser in seiner unmittelbarsten Nähe lebte, völlig unbeachtet ließ; welcher, im schreiendsten Widerspruche mit den durch Lessing zur Geltung gebrachten und von allen Männern von Geist in Deutschland adoptirten Grundsätzen der Kritik, die Henriade des Voltaire über Homer und Virgil, und einen Racine über alle Schriftsteller Griechenlands und Roms stellte; welcher die Tragödien Shakspeare's „lächerliche Farcen“ nannte, „gut genug, vor einem Publicum canadischer Wilden gespielt zu werden,“ und Goethe's „Götz von Berlichingen“ eine „verabscheuungswürdige Nachahmung dieser schlechten Stücke“ — ein Monarch, der sich fast nur mit Ausländern umgab, oder mit solchen Inländern, die gleich ihm dem französischen Geiste unbedingt huldigten, der vor einem Voltaire in wahrer Anbetung, wie vor einem höhern Wesen, niedersank, und es als das höchste Glück seines Lebens pries, das literarische Zeitalter Ludwig's XIV. wenigstens noch in dieser seiner letzten, glänzendsten Erscheinung gekannt zu haben: — welches Verhältniß — fragen wir — konnte wohl ein solcher Monarch zu der deutschen Literatur und zu dem deutschen Geistesleben überhaupt haben, welchen Einfluß konnte er darauf äußern, wenn nicht jenen oft besprochenen indirecten und negativen, daß er nämlich durch sein gleichgiltiges, wenn nicht feindseliges Verhalten gegen die deutsche Literatur diese zu um so

beeiferteren Anstrengungen, Alles sich selbst zu verdanken, anspornte?

Und doch würden wir dem großen Könige Unrecht thun, wenn wir ihm keinen andern als einen solchen Einfluß auf das deutsche Geistesleben einräumen wollten; und doch würde in der Geschichte der Entwicklung unsers Volksgeistes manche unausgefüllte Lücke und manches ungelöste Räthsel zurückbleiben, wenn wir die vielerlei befruchtenden Elemente hinwegdenken müßten, die von Friedrich's Persönlichkeit, von seiner Regierung, von seinen kriegerischen Großthaten und Ruhmestrophäen aus nach den verschiedensten Seiten hin, wenn auch zum Theil auf verborgenen und scheinbar weit abführenden Wegen, in das Gesammtleben der Nation und folglich auch in ihr geistiges hinübergeströmt sind!

Der Nachweis freilich dieser Einflüsse im Einzelnen und der daraus für den Gesammtfortschritt der Nation resultirenden Wirkungen ist kein ganz leichter, und der im Nachfolgenden unternommene Versuch eines solchen — der erste eingehendere dieser Art, so viel uns bekannt — darf darum wohl auf einige Nachsicht rechnen.

Friedrich's des Großen
Verhältniß zu seiner Muttersprache.

Wir dürfen es uns nicht ersparen, zuerst auf jene oben angedeutete minder erfreuliche Seite der Stellung Friedrich's des Großen zum deutschen Geistesleben noch einmal, und zwar eingehender, zurückzukommen.

Beginnen wir mit Friedrich's Verhältniß zu seiner Muttersprache, so bedauern wir, sagen zu müssen, daß die deutsche Sprache in den Augen und in dem Munde des großen Königs nur ungefähr das war, was heut zu Tage für den Gebildeten die Sprache des gemeinen Mannes oder ein provinzialer Dialekt ist, den man höchstens in Geschäften und im Verkehr mit dem Volke spricht, dessen man aber in der guten Gesellschaft sich schämen würde. Mit seinen Beamten, mit seinen Officieren und Soldaten im Dienste, mit den Leuten, welche auf seinen Reisen durch die Provinzen oder in Potsdam ihm nahten, um ihm Bitten oder Beschwerden vorzutragen, sprach Friedrich deutsch, aber freilich ein Deutsch, welches eben so sehr als ein Muster gelten konnte, wie man nicht deutsch sprechen dürfe, wie das Französisch am Hofe Ludwig's XIV. das Muster einer feinen und correcten Ausdrucks-

weise für ganz Frankreich war. Die Bescheide, welche Friedrich in der Form von Randbemerkungen zu den Berichten seiner Behörden oder zu den bei ihm eingereichten Vorstellungen mit eigener Hand niederschrieb, zeichnen sich eben so wohl durch ihre lakonische Kürze und die schlagende Prägnanz ihrer Entscheidungen, als durch die souveräne Willkür aus, womit der große König darin Grammatik, Orthographie, überhaupt jede Regel der Sprache mißhandelte. *)

*) Hier einige Proben davon:

„Sie (die Professoren) Müssen in der Medecin besonders bey des borhavens Metode bleiben, in der Astronomie Neuton, in der Metafisic Loc, in den historischen Kentschaften die Metode des Tomasius folgen."

„ich bitte ihm, sich umb des Wolfen mühe zu geben, ein Mensch der die Wahrheit sucht und sie liebt, mus unter aller menschlicher gesellschaft wehrt gehalten werden, und glaube ich das er eine Conquete im lande der Warheit gemacht hat, wenn er den Wolf hier her persuadiret."

„wen er habil ist, guht, aber wo es ein Esel ist, mus man einen andern suchen."

„Nein. Man muß Im flatiern mit einer Zulage."

„guht, wenn er nur geschicket ist."

„ich wil nicht das man mihr Leute aus dem Land debouchire."

„guht, wen sie nur Habil seindt."

„Die Oeconomie lernt man bei den Bauern, und nicht auf Universiteten, man mus suchen einen guhten Literateur in der Stelle des Klotzen zu kriegen, und keinen Oeconome, als einen Bauern, der Weis mehr davon als Teoristen."

„sie Müsen Einen guhten Professor Eloquenzié haben, der ist der aller Nöthigste."

„ins künftige werden die Herren Pfafen wohl vernünftiger werden, und nicht gedenken das Directorium und mihr Nasen anzudrehen. Die Hali'schen Pfafen müssen kurz gehalten werden; Es Seindt Evangelische Jesuiter, und mus Man Sie bey alle Gelegenheiten nicht die Mindeste Autoritet einräumen."

Einigen Trost mögen wir darin finden, daß Friedrich es seiner Lieblingssprache, dem Französischen, nicht viel besser machte. Seine Briefe, seine Poesien und die größern Arbeiten, die er in französischer Sprache niederschrieb, waren selten correct und fehlerfrei, weshalb er auch niemals unterließ, diejenigen darunter, welche für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, der verbessernden Durchsicht eines oder des andern seiner gelehrten französischen Rathgeber zu unterwerfen.

Nicht besser, als mit seinem Deutschsprechen und -Schreiben, war es mit seiner Lectüre des Deutschen bestellt. Personen, die dem Könige nahe standen, versichern, daß in seiner ganzen Privatbibliothek nicht ein einziges deutsches Buch zu finden war, und daß er selbst solche deutsche Bücher, welche ihm von den Verfassern als Geschenke überreicht wurden, nicht behielt, sondern der öffentlichen Bibliothek zu Berlin übermachte. Er mag daher auch nur äußerst wenig deutsche Schriften aus eigener Ansicht gekannt haben. Zwar ließ er sich bisweilen von seinen Umgebungen über neue Erscheinungen auch aus der deutschen Literatur berichten, allein von der Unparteilichkeit und Vollständigkeit dieser Berichterstattungen gibt schon der Umstand keinen vortheilhaften Begriff, daß damit längere Zeit ein Ausländer, Lucchesini, betraut war.

Wir dürfen uns über diese Gleichgiltigkeit Friedrich's gegen seine Muttersprache nicht allzu sehr wundern. An allen deutschen Höfen war damals das Deutsche verachtet und das Ausländische vorgezogen: „kaum ein fürstlicher Laquais," sagt ein Zeitgenosse, „ließ sich herab, einmal etwas Deutsches zu lesen." An dem rauhen Hofe des Vaters

Friedrich's des Großen war zwar diese Vorliebe für den französischen Geschmack verpönt, allein eben so wenig gab es dort Gelegenheit, die Muttersprache in ihrer Reinheit kennen und achten zu lernen. Der alte König selbst, trotz seines Hasses gegen alles Ausländische, vermochte doch nur ein lächerliches Kauderwelsch von Deutsch und Französisch zu radebrechen, und es ist nicht wahrscheinlich, daß seine Generale und die sonstigen Besucher seines Tabackscollegiums ein reineres Deutsch sollten gesprochen haben. Die deutschen Erzieher Friedrich's hatten das undankbare Geschäft, dem jungen Prinzen die schroffen und finstern Glaubenssätze eines streng orthodoxen Kirchenthums einzuprägen. Der Katechismus und Arndt's „wahres Christenthum" waren vielleicht die einzigen deutschen Schriften, welche dem jungen Prinzen in die Hand gegeben wurden und welche er nach dem strengen väterlichen Gebote regelmäßig lesen sollte: Grund genug für diesen feurigen und nach Unabhängigkeit strebenden Geist, von früh an eine tiefe Abneigung gegen eine Sprache zu fassen, deren Klänge sich mit den peinlichsten Erinnerungen seiner Kindheit verbanden, und sich um so entschiedener dem Französischen zuzuwenden, in welchem der geistvollere und freiergesinnte Theil seiner Jugendbildner zu ihm sprach und welches seiner lebhaften Denkweise so viel reichere Nahrung bot.

Als Friedrich später, in Rheinsberg, sich die Personen seines Umganges nach eigener Wahl erlesen durfte, umgab er sich zwar durchweg mit Männern von Geist und solider Bildung, aber freilich nur mit solchen, die gleich ihm selbst den verfeinerten Geschmack der Franzosen dem damals erst aus den rohesten Anfängen emporstrebenden deutschen vor-

zogen und seine Bewunderung der classischen Tragödien Corneille's und Racine's, der eleganten Geschichtschreibung eines Bossuet und Rollin und der glänzenden Beredtsamkeit eines Voltaire theilten. Man sprach in Rheinsberg nur französisch; man bewegte sich durchaus in der Strömung der tonangebenden französischen Literatur, und trieb namentlich mit Voltaire einen wahrhaft abgöttischen Cultus.

Nach seiner Thronbesteigung ward die Umgebung Friedrich's eine fast ausschließlich fremdländische und zum größten Theil französische. Maupertuis, d'Argens, Algarotti, la Mettrie, d'Arnaud und, als die Perle des ganzen Kreises, der „göttliche Voltaire," dessen sich zu versichern dem jungen Könige beinahe eine eben so wichtige Sorge schien, als die Eroberung Schlesiens, bildeten die täglichen Abendzirkel Friedrich's, in denen dieser durch seinen Witz glänzte und an dem glänzenden Witze der Andern sich ergötzte, Schmeicheleien austheilte und empfing, genug, mit diesen französischen Schöngeistern und Gelehrten ganz wie mit seines Gleichen verkehrte. Was etwa von Deutschen in diese Kreise Eingang fand, wie Gotter, Pöllnitz, Quintus Icilius (Guischard) — das mußte die Ueberlegenheit französischen Geschmackes und Witzes im vollsten Umfange anerkennen und sich in den ausländischen Ton so weit möglich hineinleben.

Zum Unglück für Friedrich starben von den ernstern deutschen Freunden seiner Jugend die meisten — Jordan, Kayserlingk, Suhm, Reinbeck — ziemlich früh; andere, wie Knobelsdorf, Bielefeld, Quintus Icilius, wurden ihm in späterer Zeit mehr oder weniger entfremdet oder örtlich ferngerückt, und so blieb er zuletzt fast ausschließlich in den Händen und

unter dem Einflusse der Ausländer, welche von da an seinen Geschmack in Dingen der Aesthetik und der Philosophie völlig beherrschten. Wenn später noch einzelne tüchtige Vertreter deutschen Wesens, wie der treffliche Herzberg, ab und zu Gelegenheit hatten oder nahmen, den König auf die Vorzüge der vaterländischen Art und Kunst aufmerksam zu machen, so war dies doch zu spät und darum erfolglos; der König hatte jetzt weder mehr Zeit noch Sinn dazu, eine Richtung, die er sein ganzes Leben lang verfolgt, aufzugeben, und eine andere, ihm völlig fremd gebliebene, sich anzueignen.

Friedrich's persönliche Begegnungen

mit deutschen Dichtern und Gelehrten.

Die persönlichen Begegnungen Friedrich's mit deutschen Gelehrten und Schriftstellern sind vielfach besprochen und commentirt worden. Eine der ersten war die mit Gottsched. Friedrich selbst schildert dieselbe in einem Briefe an d'Argens äußerst launig, indem er sich auf Kosten des Leipziger Pedanten lustig macht. Gottsched rühmte sich vor ihm — „mit echt magisterhafter Würde," wie Friedrich schreibt — daß er bereits sechzig Folianten zur Welt gebracht habe, und alle drei Monate zwei neue vollende. „Zwei Bände alle drei Monate," fragte ihn der König erstaunt, „wie ist das möglich?" „Das kommt Alles von hier," erwiederte Gottsched, mit dem Finger auf seine Stirn zeigend. Einer seiner mitanwesenden Collegen hatte die Bosheit, zu bemerken: „und aus dem Bayle und den andern Schriftstellern, welche der Magister Gottsched übersetzt." Gottsched ließ sich nicht irre machen. „Ja," sagte er, „ich habe sie Alle übersetzt, aber auch Alle verbessert." Der König fragte ihn neckend: „Ihr habt also die ganze Wissenschaft inne?" und Gottsched erwiederte gravitätisch: „Ja wohl, Ew. Majestät."

Eine ähnliche Erfahrung von dem Selbstbewußtsein deutscher Gelehrten machte Friedrich einige Jahre später bei dem Gespräche mit Lambert. Dieser, seit Leibnitz der bedeutendste Physiker, Mathematiker und Polyhistor Deutschlands, dem selbst ausländische Gelehrte dieses Faches alle Ehre zollten, war dem Könige von seinen literarischen Rathgebern dringend zur Aufnahme in die Akademie empfohlen worden. Der König, von Lambert's Verdiensten überzeugt, war nicht abgeneigt, ihm die Stelle zu geben, wollte ihn aber zuvor selbst sehen und sprechen. Die Freunde Lambert's, die von einer solchen persönlichen Begegnung Alles fürchteten, gaben sich die größte Mühe, dieselbe zu verhindern; allein der König bestand darauf. Wie sie gefürchtet, geschah es. Der König fragte Lambert, welche Wissenschaft er verstehe? Lambert antwortete ohne Besinnen: „Alle!" Der König, halb launig, halb ärgerlich, forschte weiter, von wem er dies Alles gelernt habe? und Lambert versicherte höchst gelassen: „Von mir selber." „Da seid Ihr ja ein zweiter Pascal," brach der König los, und Lambert, ohne die Ironie zu merken, bejahte. Jetzt kehrte der König ihm lachend den Rücken und ließ ihn stehen. Den Platz in der Akademie erhielt er aber doch.

Eben so wenig, als eine solche Selbsteinbildung des Gelehrten, scheint Friedrich die des Poeten haben vertragen zu können, so weit sie nämlich in der naiv-plumpen deutschen Weise ihm gegenübertrat — denn von seinen Franzosen ließ er sich die maßlosesten Eitelkeiten gefallen, die sich freilich unter feinerer Maske versteckten und ihm zu huldigen schienen, während sie doch meistens nur sich selbst huldigten. Ein ge-

wisses selbstbewußtes Wesen dieser Art mag es gewesen sein, was ihn im Gespräche mit der Karschin und später mit Gleim gegen diese beeifertsten Verkündiger seines Ruhmes in deutscher Zunge unempfindlich, fast schroff stimmte.

Auch der bekannte Geschichtschreiber Johannes von Müller, der mit großen Hoffnungen und auf's Beste empfohlen nach Berlin kam, um sich Friedrich dem Großen vorzustellen, fand keine Gnade vor dessen Augen. Der König, durch die persönliche Bekanntschaft Müller's so wenig für denselben eingenommen, daß er nicht einmal seinen Namen richtig behalten, schrieb darüber an d'Alembert, der ebenfalls Müller empfohlen hatte: „Ihr Herr Meyer ist hier gewesen, ich habe ihn aber sehr kleinlich gefunden. In seiner Universalgeschichte hat er mühsam das wiederholt, was Andere schon vor ihm und besser gesagt haben. Er leidet, wie alle unsere Deutschen, an dem Uebel der Vielrednerei“ (logodiarrhoe).

Besser gelang es bei Friedrich Solchen, welche bescheiden, wenn auch fest, ihm gegenüber ihr Können, Wissen und Meinen vertraten, besonders wenn sie dabei sich auf einem bestimmt abgegrenzten Gebiete gewandt und sicher zeigten. Eigentliche Sympathie oder gar Bewunderung, wie die ausländischen Talente, gewannen sie ihm freilich nicht ab, aber doch Achtung. In diesem Sinne äußerte sich Friedrich nach dem vielbekannten Gespräche mit Gellert über diesen; ähnlich über den Arzt und Physiologen Tralles, den er am Krankenbette seines Bruders Heinrich traf und mit dem er sich über Gegenstände der Medicin nach seiner Weise freundlich und achtungsvoll unterhielt. Auch gegen Garve, den er zweimal sprach und zur Uebersetzung der Bücher Cicero's von den

Pflichten ermunterte, gegen Sulzer, Merian, Darjes, Dohm, Biester u. A. erwies er sich wohlwollend.

Es begreift sich wohl, warum die meisten der deutschen Gelehrten und Schriftsteller, mit denen Friedrich persönlich zusammentraf, nicht im Stande waren, ihm ein besonderes Interesse für sich und für die Literatur, deren Vertreter er in ihnen sah, abzugewinnen. Friedrich war gewohnt, in der Lectüre wie im geselligen Verkehr das Talent der kurzen, treffenden, immer schlagfertigen, dabei aber auch feinen, glatten und durchsichtigen Redeweise, mit einem Worte, das Talent der Conversation über Alles zu schätzen. Er selbst war ein Meister der Conversation, der anmuthigen Erzählung, der geistreichen und witzigen Replik; er durfte sich in dieser Kunst, nach der Versicherung eines der Franzosen seiner Umgebung, also gewiß eines unparteiischen Zeugen, sogar mit Voltaire, vor dem alle Uebrigen die Waffen streckten, messen.

Ein solcher Geist, und so verwöhnt, konnte unmöglich Gefallen an dem Gespräch mit Männern finden, die er in ihren mündlichen Aeußerungen, wie in ihren Schriften, fast immer zwar sehr gründlich, aber auch sehr ungenießbar, breit, schwerflüssig, ungelenk und zu alledem noch bisweilen als Pedanten von einer lächerlichen Selbstüberhebung kennen lernte.

Ein Mann lebte eine Zeitlang in des Königs unmittelbarster Nähe, in Berlin, der wohl dazu angethan gewesen wäre, ihm Respect vor dem deutschen Geiste einzuflößen, da er mit tiefer und ausgebreiteter Gelehrsamkeit einen scharfen Witz und eine Feinheit und Gewandtheit des Ausdrucks verband, welche vielleicht Friedrich überzeugt haben würde, daß nicht seine Franzosen allein das Monopol dieser Eigenschaften

besäßen. Aber von diesem Einen wollte Friedrich Nichts wissen, obschon es nicht an Vermittlern fehlte, welche, die innere Wahlverwandtschaft dieser beiden bedeutenden Naturen wohl erkennend, sie in Berührung mit einander zu bringen suchten, und andererseits war dieser Eine zu stolz, um sich an den König zu drängen, der ihn verschmähte. Und so hat die Geschichte leider von keinem Gespräche des größten gekrönten mit dem größten ungekrönten Geiste Deutschlands aus jener Zeit — Friedrich's mit Lessing — zu berichten! Hätte damals — es war noch vor dem siebenjährigen Kriege — Friedrich sich entschließen können, den deutschen Gelehrten, der ihm warm empfohlen war, statt des obscuren Franzosen, den er später dazu berief, zu seinem Bibliothekar und literarischen Rathgeber zu erwählen, vielleicht wäre die ganze Stellung des Königs zur deutschen Literatur eine andere geworden!

Friedrich's Kenntniß

von der

deutschen Literatur und sein Urtheil über dieselbe.

Friedrich's Kenntniß von der deutschen Literatur war, wie man nach dem Vorhergehenden leicht denken kann, nur eine sehr mangelhafte. Er bestand beharrlich darauf, als Muster deutscher Geschichtschreibung Christian Thomasius aufzustellen, der niemals ein geschichtliches Werk verfaßt hatte, trotz der schüchternen Gegenbemerkung Herzberg's, daß Se. Majestät wohl Mascov meinen möchte. Sein eigenes Wissen um die deutsche Geschichte — ausgenommen die seines Hauses, die er, namentlich so weit sie die Pläne seiner äußern Politik anging, sehr wohl kannte — scheint kein besonders gründliches gewesen zu sein; wenigstens rechnete er die sämmtlichen Heinriche, den ersten deutschen König aus dem sächsischen Hause mit eingeschlossen, zu der schwäbischen Dynastie. Was die deutsche Philosophie betrifft, so studirte er zwar in seiner Jugend die Moral und die Metaphysik Wolf's (in eigens für ihn gefertigten französischen Uebersetzungen); auch rühmte er gegen Voltaire damals häufig Wolf als den ersten unter den lebenden deutschen Philosophen; allein später, bei näherer Bekanntschaft mit der überlegenen Dialektik Bayle's, mit

Locke's einfacherm und verständlicherm Empirismus, und mit der leichten, gefälligen Lebensphilosophie der Franzosen, ward er seiner ersten Neigung mehr und mehr untreu, und fand Wolf jetzt in demselben Maße schwerfällig, ungenießbar, ja theilweise inconsequent, wie er ihn früher als einen kühnen und originellen Denker bewundert hatte. Was Leibnitz anbelangt, so stimmte Friedrich zwar in das allgemeine Lob von ihm, als einem der größten Denker aller Zeiten, rückhaltlos ein, um so rückhaltloser, als der Ruf Leibnitzens schon nicht mehr ein bloß deutscher, sondern ein europäischer, auch von seinen französischen Autoritäten nicht angezweifelter war — doch galt in Friedrich's Munde dieses Lob wohl mehr dem Gelehrten von allumfassendem Wissen, dem Mathematiker und Physiker, als dem speculativen Philosophen; wenigstens konnte der König sich mit den philosophischen Grundanschauungen Leibnitzens niemals befreunden, und er ließ es geschehen, daß die von Leibnitz begründete, von ihm selbst wiederhergestellte Akademie der Wissenschaften zu Berlin die Lehre ihres Stifters von den Monaden durch Krönung einer gegen dieselbe gerichteten Preisschrift gewissermaßen verurtheilte.

Daß Friedrich von der schönen Literatur Deutschlands nur sehr unvollkommene und zum Theil ganz falsche Begriffe erhielt, ist erklärlich. Es wird erzählt, daß Friedrich als junger Prinz sich und seine Rheinsberger Kreise durch das laute und pathetische Vorlesen der schwülstigsten, abgeschmacktesten Stellen aus Ziegler's „Asiatischer Banise" erheitert habe. Wie Gleim vermuthet, hätte man ihm diese Ausgeburt eines verschrobenen Geschmackes absichtlich in die Hand

gespielt, um ihm die Lust an der vaterländischen Dichtkunst gleich von vorn herein gründlich zu verleiden. Klopstock's Messias, dessen erste Gesänge grade in der Friedenspause zwischen den schlesischen und dem siebenjährigen Kriege ganz Deutschland beschäftigten und erregten, ward den französischen Umgebungen des Königs von Sulzer mitgetheilt — in der Absicht, den König damit bekannt zu machen —, allein von diesen beharrlich zurückgewiesen als eine „sehr überflüssige" Nachahmung Milton's, welcher Letztere selbst schon nicht besonders empfehlenswerth sei. Schwerlich möchten auch Klopstock's Dichtungen, wenn Friedrich je mit ihnen bekannt geworden wäre, nach seinem Geschmack gewesen sein. Der durchaus positive Sinn des Königs, dem Klarheit und Schärfe der Gedanken in der Lectüre, im Gespräch, wie in seinen eigenen literarischen Productionen, überall für das erste und höchste Erforderniß galten, konnte sich unmöglich für eine Dichtweise begeistern, welche selbst die unbefangenern unter den deutschen Kritikern jener Zeit, wie Lessing und Herder, bei all' ihrer Bewunderung für das Erhabene darin, denn doch theilweise allzuüberschwenglich und gestaltlos fanden. Wie Friedrich über Goethe's geniale Jugenddichtung, den Götz, dachte, haben wir schon gesehen; über den Werther möchte er schwerlich günstiger geurtheilt haben, denn auch das darin vorherrschende Lieblingselement der damaligen deutschen Literatur, die Empfindsamkeit, war dem großen König durchaus, selber in seiner Jugend, fremd, wennschon er an wahrer Empfindung — bei ergreifenden Vorgängen seines Lebens — keineswegs, wie man ihm oftmals sehr mit Unrecht Schuld gegeben, Mangel litt.

Auffallend ist, daß Friedrich weder mit Wieland, dessen gefälliger Stil und mehr als halbfranzösische Manier ihm wohl hätte zusagen können, noch mit Lessing, der ihm durch andere Eigenschaften imponiren konnte, jemals, wie es scheint, sich vertraut gemacht hat. Gegen Wieland nahm ihn vielleicht das ein, daß ihm dieser als „deutscher Voltaire“ angepriesen ward, denn für Friedrich gab es so wenig einen zweiten Voltaire als einen zweiten Gott. Was Lessing betrifft, so mag dessen bekanntes feindliches Zusammentreffen mit Voltaire, sammt seinen fortgesetzten kritischen Angriffen auf diesen (die man gewiß dem König sorgfältig hinterbrachte), den Namen Lessing schon früh mißtönend in des Königs Ohr gemacht haben, so daß er denselben weder selbst sehen, noch auch seine Schriften kennen lernen mochte.

Guhrauer, in seiner Fortsetzung des Lessing'schen Lebens von Danzel, führt, gestützt auf die Autorität eines ziemlich gründlichen Kenners der Geschichte der deutschen Musik, G. Fink, eine Thatsache an, die, wenn sie sich bestätigte, von großem Interesse sein würde. Friedrich habe, sagt er, zu Lessing's „Minna von Barnhelm“ einen Marsch componirt. Die Erzählung gehört wohl eben so wie die, neuerdings in einem Roman wiederaufgetauchte Geschichte von Friedrich's Vertiefung in den „Nathan“ Lessing's in das Bereich jener Anekdoten, welche der mythenbildende Sinn des Volkes um den Namen jedes großen Mannes zu gruppiren pflegt. Wäre sie gleichwohl wahr, so würde es doppelt unbegreiflich sein, wie der König in seiner Schrift über die deutsche Literatur die „Minna von Barnhelm,“ dieses erste bedeutende, ja epochemachende Erzeugniß der dramatischen deutschen Poesie,

welches überdies nach Stoff und Form so sehr geeignet war, grade seine Aufmerksamkeit und sein Interesse auf sich zu ziehen, mit gänzlichem Stillschweigen hätte übergehen können! *)

Was Friedrich in dieser ebenerwähnten Schrift zur Begründung seines Urtheils über eine ganze Literatur — und welches Urtheils! — von den Erzeugnissen derselben anführt, das ist allerdings von der Art, daß wir als Deutsche uns schämen müssen — nicht unserer damaligen Literatur, — wohl aber der Thatsache, daß der größte deutsche Monarch und einer der größten Geister, die Deutschland jemals hervorgebracht, so gering von seiner Nation und deren geistigen Bestrebungen denken konnte, daß er es nicht einmal der Mühe werth fand, dieselben, ehe er darüber absprach, mindestens kennen zu lernen, vielmehr sie gleichsam unbesehen, als ob sich das von selbst verstände, schonungslos verurtheilte.

Unser Erstaunen darüber wird um so größer und unser Bedauern um so schmerzlicher, wenn wir wahrnehmen, wie Friedrich keineswegs mit feindseligen Gesinnungen an diese Kritik der deutschen Literatur herantrat, ja wie er unmittelbar neben dem härtesten Urtheile über ihre Gegenwart die wärmsten Wünsche und die stolzesten Hoffnungen in Betreff ihrer Zukunft aussprach.

*) Ich habe Gelegenheit genommen, den bekannten Biographen Friedrich's II., Prof. Preuß in Berlin, persönlich um seine Meinung über das oben erwähnte Anführen Guhrauer's zu befragen. Auch er hielt dasselbe für durchaus unglaubhaft, und zwar ebenfalls aus dem von mir angegebenen Grunde.

Schon in seinen jüngern Jahren hatte Friedrich ab und zu einmal, jedoch nur flüchtig, einen Blick auf die deutsche Literatur geworfen. Seit der Mitte der siebziger Jahre, also seit der Zeit, wo unsere Literatur durch Herder, Goethe und Andere einen neuen Aufschwung zu nehmen begann, scheint auch Friedrich's Aufmerksamkeit ernstlicher auf dieselbe hingelenkt worden zu sein. Der neue Drang, der alle strebsamen Geister Deutschlands bewegte, mag selber durch die fest abgeschlossene Atmosphäre französischer Geschmacksbildung, welche den König dicht umgab, den Weg zu ihm gefunden haben. Aber leider hatte er weder die Unbefangenheit, diesen neuen Geist zu würdigen oder selber nur zu begreifen, noch die Geduld, auch nur über den wirklichen, thatsächlichen Zustand der deutschen Literatur und über die Fortschritte, welche sie seit seiner Thronbesteigung gemacht, sich zu unterrichten. Indem er sie mit dem Maßstab französischer Classicität und Regelrechtigkeit, mit dem Maßstab des literarischen Zeitalters Ludwig's XIV. maß, mußte er natürlich grade das an ihr geringschätzen, was ihre Eigenthümlichkeit und ihren tiefern Gehalt ausmachte, und indem er die Leistungen und den Höhestand der deutschen Literatur lediglich nach dem berechnete, was er zufällig und zum Theil vor langen Jahren davon hatte kennen lernen, mußte sein Urtheil darüber nothwendig ein ungerechtes und einseitiges werden.

Friedrich beklagte den Mangel einer gebildeten, correcten und allgemeingiltigen Ausdrucksweise der Deutschen als ein wesentliches Hinderniß der Entwicklung einer gemeinsamen deutschen Literatur — zu einer Zeit, wo schon die meisterhafte Prosa eines Lessing den schlagenden Beweis ge-

liefert hatte, daß auch im Deutschen knapp und dabei doch anmuthig und klar geschrieben werden könne, wo Thomas Abbt und Justus Möser nicht ohne Glück die kurze, treffende Weise der Engländer in der Behandlung praktischer Lebensfragen nachgeahmt hatten, wo Karl Friedrich v. Moser über Gegenstände des öffentlichen Rechts eben so lebhaft als freimüthig schrieb, wo Winkelmann seine durchsichtigen und wie die Wahrheit selbst einfachen Kunstanschauungen in einer eben so einfachen und durchsichtigen Sprache ausprägte, und wo auch dem poetischen Ausdruck — zwar nicht die strenge Einförmigkeit des französischen Classicismus (welche in Deutschland niemals Eingang finden wird), aber doch eine entschiedene Richtung auf einen gewissen allgemeingiltigen Stil, auf Anmuth, Wohllaut und eine mit Tiefe gepaarte Gedankenklarheit bereits durch Lessing, Herder, Wieland und Goethe gegeben war.

Von Alledem freilich wußte Friedrich Nichts; ihm waren die Deutschen auch jetzt noch nur jene halbrohen „Tudesquen," welche zwanzigerlei Provinzialdialekte, aber keine als gemeinsam anerkannte Sprache hätten und deren Gelehrte, um sich allgemein verständlich zu machen, in fremden Sprachen schreiben müßten. Er vermißt bei den Deutschen den Sinn für gesunde Kritik, obschon in seiner eigenen Hauptstadt damals schon vor mehr als zwei Jahrzehnten die „Literaturbriefe" an's Licht getreten waren! Er weiß von den poetischen Erzeugnissen des deutschen Geistes Nichts anzuführen, als Gellert's Fabeln (vielleicht kannte er davon nur die eine, welche ihm Gellert selbst hatte vortragen müssen), Geßner's Idyllen, die Gedichte von Canitz (den er den deutschen

Pope nennt), ein, jetzt gänzlich verschollenes, episches Gedicht, „die Mädcheninsel," von einem gewissen Götz, und eine Komödie von Ayrenhoff, „der Postzug."

Hätte es wirklich so um die deutsche Literatur gestanden, so würde Friedrich Recht gehabt haben, wenn er dieselbe als noch weit zurückstehend und nur eben erst im Begriff, zu erwachen, darstellte. Nahezu vierzig Jahre vorher hatte er etwas Aehnliches an Voltaire geschrieben, und damals mochte das Bild, welches er von seinen Landsleuten entwarf, in eben dem Maße der Wahrheit nahekommen, als es jetzt, nach der so bedeutenden Entwicklung, welche die deutsche Literatur inzwischen erfahren hatte, ganz entschieden falsch war. Damals, im Jahre 1737, schrieb er an Voltaire:

„Es fehlt den Deutschen nicht an Geist; ihr Charakter ist dem der Engländer ähnlich; sie sind fleißig und gründlich; aber ihre Bücher sind von einer ertödtenden Weitschweifigkeit. Wenn man sie in Etwas von ihrer Schwerfälligkeit heilen und mit den Grazien befreunden könnte, würde ich nicht daran verzweifeln, daß die Nation große Männer hervorzubringen vermöchte. Die Getheiltheit Deutschlands macht, daß die verschiedenen Provinzen sich niemals einer einzigen Akademie unterwerfen werden. Aus Mangel einer allgemeingiltigen Sprache sind daher die deutschen Gelehrten genöthigt, in fremden Sprachen zu schreiben. Dazu kommt, daß die Fürsten im Allgemeinen die Gelehrten verachten wegen der zu geringen Sorgfalt, welche die Letzteren auf ihr Aeußeres verwenden. Der Schulstaub, der den Gelehrten anklebt, und das Mißverhältniß zwischen einem mit ihren Ideen angefüllten Kopfe und dem leeren Gehirn dieser großen Herren

macht, daß die Letztern gern über das Aeußere der Gelehrten spotten, während der Geist, der darin wohnt, ihnen entgeht. Das Beispiel der Fürsten ist maßgebend für die Höfe: auch diese affectiren eine Verachtung gegen Männer, welche tausendmal mehr werth sind als sie.“ „Was mich betrifft,“ setzt der junge, damals erst fünfundzwanzigjährige Prinz hinzu, „der ich mich nicht für dieses Jahrhundert geschaffen fühle, so begnüge ich mich, das Beispiel meiner Standesgenossen nicht nachzuahmen, vielmehr ihnen unausgesetzt zu predigen, daß Selbstüberhebung der Gipfel der Unwissenheit sei, und für meinen Theil den großen Männern meine Anerkennung zu zollen.“

Ungefähr ein Jahrzehnt nach jenem Briefe an Voltaire, in der „Geschichte meiner Zeit,“ welche zwischen dem zweiten schlesischen und dem siebenjährigen Kriege verfaßt ist, hatte Friedrich eine Erklärung und gleichsam eine Rechtfertigung dafür zu geben versucht, daß die schönen Künste in Deutschland später als in andern Ländern sich entwickelt hätten. Als die Hauptursachen dieser Verzögerung — die, wie er wiederholt betont, nicht in dem Geiste der Nation, sondern in äußern Hindernissen ihren Grund habe — nennt er die langen und verheerenden Kriege, welche auf deutschem Boden geführt wurden, den Mangel einer Hauptstadt als Tonangeberin einer allgemeinen Geschmacksbildung — eine Rolle, welche die deutschen Universitäten, wegen des auf ihnen herrschenden theils rohen, theils pedantischen Tones, nicht hätten übernehmen können —, die lange Herrschaft des Lateinischen, endlich die beinahe gänzlich mangelnde Betheiligung der höhern Stände an der literarischen und wissenschaftlichen Bewegung,

die somit beinahe ausschließlich Solchen überlassen bleibe, welche von Haus aus keine freiere geistige Bildung mitbrächten, daher bei aller Gründlichkeit des Wissens nur zu leicht in Beschränktheit, Schwerfälligkeit und Pedantismus verfielen.

Man kann nicht leugnen, daß diese Bemerkungen vieles Treffende enthalten, zumal in Anbetracht des damaligen Standes der deutschen Literatur. Allein auf eben dem Standpunkte, auf welchem er sie damals verlassen, glaubte Friedrich die deutsche Literatur nach mehr als einem vollen Menschenalter wiederzufinden, als er sie (1780) in der vielberufenen, zunächst nur für den Minister Herzberg bestimmten, später aber, auf Befehl des Königs, durch Dohm in's Deutsche übersetzten und veröffentlichten Denkschrift „über die deutsche Literatur" zum Gegenstande einer specieller eingehenden Betrachtung machte. Auch hier fängt er damit an, die Deutschen wegen ihrer verspäteten und noch unvollkommenen Bestrebungen auf dem literarischen Gebiete zu rechtfertigen. Er führt aus, wie zu allen Zeiten die Völker zuerst auf das Nothwendige und dann erst auf das Angenehme ihr Absehen gerichtet hätten; wie die Begründung und Erweiterung der Staaten vorausgegangen und erst später der Geschmack für Künste und Wissenschaften nachgefolgt sei. Diesen Weg habe auch Deuschland gehen müssen, und zwar unter den ungünstigsten äußern Verhältnissen. Während Italien unter seinen Medicis und Este, Frankreich unter seinem Franz I. und Ludwig XIV. den Wissenschaften und Künsten gehuldigt, sei Deutschland, kaum erst aufgetaucht aus langen theologischen Streitigkeiten, durch den dreißigjährigen Krieg und die darauf folgenden

Angriffe, bald von den Türken, bald von den Franzosen, auf's Tiefste in seinem Wohlstande zerrüttet und in seiner Bildung zurückgeworfen worden. Da habe man denn zunächst vollauf zu thun gehabt, die zerstörten Wohnungen aufzubauen, die verwüsteten Aecker wieder fruchtbar zu machen, die in Asche liegenden Städte schöner wieder zu errichten und die daniederliegende Industrie neu zu beleben. Der männlichen Betriebsamkeit unserer Vorfahren sei dies gelungen; ein kräftigerer, selbstbewußterer Bürgerstand sei wieder erstanden, wohlhabend genug, um seinen Söhnen die Mittel höherer Bildung zu gewähren. Schon empfinde man nun auch in Deutschland den Trieb, in Künsten und Wissenschaften es andern Nationen nachzuthun, und zu seiner Zeit würden die Musen auch das deutsche Volk in den Tempel des Ruhmes einführen.

Friedrich verbreitet sich hierauf ausführlicher über die Mängel der deutschen Literatur und die Mittel zu ihrer Abhilfe. Er verlangt vor Allem eine allgemeingiltige Nationalsprache und meint, daß es, bei dem Mangel einer Akademie von allgemein anerkannter Autorität, Sache der hervorragenden Schriftsteller sei, eine solche durch ihr Ansehen zu schaffen. Er empfiehlt seinen Landsleuten, sich einen klaren, gedrungenen, dabei kräftigen und wohllautenden Stil anzueignen und zu dem Ende sich nach den besten classischen Mustern, sowohl der Alten als der Modernen, zu richten. Er will, daß die Gelehrsamkeit zwar gründlich, aber nicht pedantisch sei, daß das Studium des Rechts mehr als bisher auf philosophische Grundlagen gebaut werde, daß die Geschichtschreibung vor Allem das Vaterländische und hier wieder

das der Gegenwart Näherliegende mehr, als das uns fernliegende Alterthum, berücksichtige, daß man die Brauchbarkeit für's Leben höher schätze, als den bloßen Ruhm todter Gelehrsamkeit.

Der König schließt seine Schrift mit den folgenden prophetischen Worten, in denen man nicht umhin kann, ein tiefes und warmes Interesse für das Gedeihen der deutschen Literatur zu erblicken:

„Auch wir werden einst unsere classischen Autoren haben, das Ausland wird unsere Sprache lernen, unsere Höfe werden sie mit Vergnügen sprechen. Diese schöne Zeit unserer Literatur ist noch nicht da, aber sie ist im Anbrechen. Wie Moses sehe ich das gelobte Land von fern, aber ich werde es nicht mehr betreten."

Dieser letzte Gedanke wiederholt sich in mehreren Briefen Friedrich's aus jener Zeit. So schrieb er an Voltaire schon im Jahre 1775:

„Ich werde diese glücklichere Zeit nicht mehr sehen. Ich hätte gern zu ihrer Herbeiführung beigetragen, aber was konnte ein Wesen thun, das zwei Drittheile seines Lebens hindurch von steten Kriegen umhergetrieben ward, und dazu von so mittelmäßigen Talenten wie ich?"

Friedrich's Schrift erregte, wie man sich denken kann, ein ungeheures Aufsehen. Zahlreiche Entgegnungen erschienen. Sogar der durch langen Aufenthalt in Paris gänzlich zum Franzosen gewordene Baron von Grimm, dessen hauptsächliches Geschäft darin bestand, den deutschen und andern nordischen Höfen alle Neuigkeiten der französischen Literatur und des Pariser Geschmackes möglichst rasch zu berichten, fühlte sich

durch Friedrich's Angriff auf die deutsche Literatur in seinem vaterländischen Gefühle verletzt und wagte es, in einem eignen Briefe an den König diesem Eindruck Worte zu geben. Unter einer Fluth von Schmeicheleien nimmt er sich die Freiheit, den erhabenen „Marc Aurel Friedrich" devotest daran zu erinnern, daß die deutsche Literatur und Sprache unter der Regierung Sr. Majestät in den letzten dreißig, vierzig Jahren große Fortschritte gemacht und namentlich die letztere an Wohllaut und Kürze bedeutend gewonnen habe. „Ein Land," bemerkt der feine Höfling, „welches einen Friedrich und eine Katharina hervorgebracht, kann auch in Anderm nicht ganz unfruchtbar sein."

Eingehender suchte Jerusalem, der bekannte freisinnige Theolog, die der deutschen Literatur vom Könige gemachten Vorwürfe zu widerlegen. Die Schrift war in so rücksichtsvoll schüchternem Tone geschrieben, daß Herzberg dem Könige davon als von einer solchen sprechen konnte, „die im Wesentlichen mit den Ansichten Sr. Majestät übereinstimme." Goethe in seiner treffenden Ausdrucksweise bezeichnet dieselbe als „wohlgemeint, bescheiden, aufrichtig, alt, arm und kalt."

Auch Tralles, vielleicht eingedenk der wohlwollenden Herablassung, womit Friedrich einst seine medicinischen Auseinandersetzungen angehört hatte, widerstand nicht der Versuchung, jetzt auch über diese so ganz anders geartete Materie dem König seine Meinung zu sagen. Er berief sich — zum Zeugniß der Fortschritte, welche die deutsche Literatur in neuerer Zeit gemacht habe — vornämlich auf Lessing's Komödien, wogegen er freilich den Götz und den Nathan preisgab.

Eine Anzahl namenloser Schriftsteller, die sich an diesem Streite betheiligten, möge hier unerwähnt bleiben. Das Bedeutendste, was — nicht sowohl gegen Friedrich's Schrift, als auf Anlaß derselben und eben so sehr zur weitern Ausführung als zur Berichtigung der königlichen Ansichten — geschrieben ward, war (da Goethe's Plan, gegen Friedrich zu schreiben, von dem er in seinen Briefen an Frau von Stein*) wiederholt mit großer Lebhaftigkeit spricht, leider unvollendet blieb, wenigstens niemals in die Oeffentlichkeit trat) die Abhandlung Justus Möser's „über die deutsche Sprache und Literatur." Möser gab eben so unbefangen in einigen Punkten dem Könige Recht, als er freimüthig in andern ihm widersprach. Er stimmte vollkommen dem bei, daß eine Hauptursache des Sinkens der deutschen Cultur in der Herrschaft der todten Gelehrsamkeit zu finden sei, welche das Einheimische verachte und sich nur an dem Fremden ergötze, während er doch auch, eben so wie der König, neben der Originalität eigener Erfindungen, die er als die fruchtbarste Quelle einer kräftigen Nationalliteratur anpries, eine glückliche Nachbildung ausländischer Muster, wie sie Hagedorn, Gleim, Ramler und Gellert versucht, keineswegs vernachlässigt wissen wollte. Er nahm den „Götz" gegen des Königs Vorwürfe in Schutz, indem er es als einen Vorzug dieses Stückes rühmte, daß es uns eine Sammlung von Gemälden aus dem Nationalleben unserer Vorfahren gebe und uns zeige, „was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten auf der fran-

*) 2. Bd. S. 21 f.

zösisch-deutschen Bühne müde wären und, wie billig, Veränderung suchten.“ Alles, was der König am Götz auszusetzen habe, bestehe darin, daß es eine Frucht sei, die ihm den Gaumen zusammenziehe. Allein das entscheide noch nicht über ihren Werth. Wenn von einem Volksstück die Rede sei, müsse man den Geschmack der Hofleute bei Seite setzen.

Eben so mannhaft vertheidigte Möser die von dem Könige so hart angegriffene deutsche Sprache und wies auf die bedeutsamen Fortschritte hin, die sie in den letzten Jahrzehnten durch Klopstock, Lessing, Winkelmann und Goethe, ja auch durch Leibnitz und Wolf gemacht habe.

Während er aber so mit muthiger Rücksichtslosigkeit keinen der Vorwürfe unerwiedert läßt, welche der große König gegen seine eigene vaterländische Literatur gerichtet, nimmt Möser zuletzt mit der liebenswürdigsten Unparteilichkeit den König selbst gegen die Vorwürfe in Schutz, welche ihm wegen dieser Schrift von seinen Landsleuten gemacht werden möchten, und gibt dem Ausdrucke des durch dieselbe verletzten Nationalgefühls eine Wendung, welche an die Stelle der Bitterkeit eine schmerzliche, mit der höchsten Achtung für den großen Monarchen gepaarte Wehmuth setzt.

„Alle diese glücklichen Veränderungen,“ sagt er, „sind erst während der Regierung des Königs vorgefallen, als er schon seinen Vorgeschmack nach den bessern Mustern anderer Nationen gebildet hatte und in unserer Sprache vielleicht nur Memorialien und Drcrete zu lesen bekam. Er hatte nachher Voltaire um sich, der durch die Großheit seiner Empfindungen und seiner Manier Alles um sich her und seine eignen Fehler

verdunkelt; er liebte Algarotti, den feinsten Denker seiner Zeit; er zog die wenigen großen Leute, welche Frankreich hatte, an sich, und unter den deutschen Gelehrten fand sich noch kein Dalberg, kein Fürstenberg, der auf die Ehre, welche Friedrich dem ausländischen Verdienste gab, Anspruch hätte machen können. Hierzu kommt, daß seine Gedanken über die deutsche Literatur und Sprache wahrscheinlich weit früher niedergeschrieben, als gedruckt sind; und so ist es kein Wunder, wenn sie unserer neuen Literatur keine Gerechtigkeit haben widerfahren lassen."

„Und doch glaube ich nicht zu viel zu wagen, wenn ich behaupte, daß der König selbst da, wo er sich als Deutscher zeigt, wo Kopf und Herz zu großen Zwecken mächtig und dauerhaft arbeiten, größer ist, als wo er mit den Ausländern um den Preis in ihren Künsten wetteifert. In seiner „Instruction pour mes Généraux" ist er mir wenigstens mehr als Cäsar durch den Geist und die Ordnung, womit er viele verwickelte Fälle auf wenige einfache Regeln zurückbringt; in seinen vertrauten Briefen, die er bei schweren Vorfällen geschrieben hat, finde ich deutsche Kraft und Dauer, in seiner Abhandlung „über die Vaterlandsliebe" den systematischen Geist der Deutschen, und in seinen Gedanken über unsere Literatur ein edles deutsches Herz, das nicht spotten, sondern wirklich nützen und bessern will. Dahingegen, wo es auf Verzierungen ankommt, sehe ich in seinen Schriften oft die Manier des fremden Meisters, und es geht mir, als einem Deutschen, nahe, ihn, der in allem Uebrigen ihr Meister ist und auch in deutscher Art und Kunst unser Aller Meister sein könnte, hinter Voltaire zu erblicken."

Nicht überall ward der Schrift Friedrich's eine bei aller Freimüthigkeit so milde und entschuldigende Beurtheilung zu Theil. Zwar Goethe fand dieselbe nicht so verwundersam, wie Viele sie zu nehmen schienen, gab vielmehr (in einem Briefe an Merk) eine Erklärung davon, die ungefähr auf den Satz hinauslief, daß man recht wohl ein großer König, Staatsmann und Feldherr sein könne, ohne deshalb auch ein vorurtheilsloser, einsichtiger Literaturkenner und Kritiker zu sein. Dagegen flammte in dem schon greisen Klopstock die patriotische Entrüstung hoch auf über die Schmach, die Deutschlands größter Monarch seiner Nation und damit zugleich sich selbst vor den Augen der Fremdlinge angethan habe. Schon weit früher, im Jahre 1752, hatte der Sänger des Messias Friedrich's Abwendung vom deutschen Wesen zum französischen schmerzlich beklagt in den bekannten Strophen:

Würdig war er, uns mehr, als Dein beglücktester
Freiheitshasser, o Rom, Octavian, zu sein;
Mehr als Ludewig, den uns
Sein Jahrhundert mit aufbewahrt:

So verkündigte ihn, als er noch Jüngling war,
Sein aufsteigender Geist! Noch, da der Lorbeer ihm
Schon vom Blute der Schlacht troff,
Und der Denker gepanzert ging,

Floß der dichtrische Quell Friedrich entgegen, ihm
Abzuwaschen die Schlacht! Aber er wandte sich,
Strömt' in Haine, wohin ihm
Heinrich's Sänger nicht folgen wird!

Sagt's der Nachwelt nicht an, daß er nicht achtete,
Was er werth war, zu sein! Aber sie hört es doch:
Sagt's ihr traurig und fordert
Ihre Söhne zu Richtern auf!

Jetzt aber verwandelt sich der wehmüthige Ton der Klage, welcher dort noch vorklingt, in den heftigen und schneidenden Ton der Anklage, die der Dichter ungescheut laut und öffentlich gegen den großen König erhebt. „Die Rache" nennt er selbst das Gedicht, welches der Unmuth über Friedrich's Schrift ihm abpreßte. Die erste Rache, singt er darin, die Friedrich durch die Mißachtung der heimischen Literatur und ihrer Pflege sich selber bereitet, habe darin bestanden, daß er, der sich erniedrigt, „Ausländertöne nachzustammeln," den Hohn hören müsse:

„Selbst nach Arouet's (Voltaire's) Säub'rung
Bleibe sein Lied noch tüdesk."

Dann aber fährt er fort:

„Und die letzte? Dein Blatt von Deutschlands Sprache!
Die, die Rache ist selbst dem Widerrufe
Nicht vertilgbar; beschleiern,
Thust Du ihn, kann er es nur.

Widerrufe von Dir? Deß sind wir sicher!
Sicher, daß Du auf Dich aus voller Schale
Rache strömest, dem weisern
Enkel noch süßer, als uns —

Denn er möchte vielleicht Erob'rergröße
Anders richten als wir; Verdienst des Pflanzers
Heller sehen, es sondern
Von des Begießers Verdienst."

Das Verhalten

der deutschen Dichter und Gelehrten

gegenüber Friedrich.

Es möchte hier der Ort sein, einige Worte über das Verhältniß zu sagen, welches die Vertreter der deutschen Literatur ihrerseits sich zu Friedrich gaben. Daß man von dieser Seite anfangs Erwartungen von ihm hegte, sehen wir aus dem zuerst angeführten Klopstock'schen Gedichte, aber auch, wie Klopstock, als diese Erwartungen getäuscht wurden, stolz und selbstbewußt sich von dem König abwandte, jedes Buhlen der deutschen Poesie um die Gunst eines Königs, der ihren Werth nicht zu achten wisse, für eine Selbstentwürdigung erklärend. Gottsched war so republikanisch nicht gesinnt. Er konnte es nicht verschmerzen, daß Deutschland keinen Augustus oder Ludwig XIV. haben und er selbst nicht die Auszeichnung eines Virgil oder Racine genießen sollte. Da es ihm bei dem polnischen Hofe zu Dresden nicht glückte, so wandte er seine Blicke wohl zuweilen sehnsüchtig und hoffnungsvoll nach dem neuaufgehenden Gestirn in Preußen. Allein der „große Salomon des Nordens," wie die Frau Gottschedin in ihren Briefen Friedrich II. halb spöttisch zwar, aber doch

mit unverkennbarem Verlangen nach seiner Nähe bezeichnet, ließ den großen Reformator der deutschen Literatur lange unbeachtet, trotz der Mühe, welche die beiden Gottscheds sich um die Bekanntschaft und Gunst Voltaire's gaben, und der geistreichen Zirkel, mit denen sie in Leipzig die bureaux d'esprit von Paris nachzuahmen suchten. Und als nun endlich die glückliche Stunde für den Leipziger Gelehrten schlug, wo er Friedrich's Antlitz schauen und sich ihm selbst im vollen Glanze seiner persönlichen Würde darstellen sollte, da erging es ihm, wie wir oben gesehen haben. Wir dürfen übrigens, um gerecht zu sein, nicht verschweigen, daß bei dieser Gelegenheit Gottsched nicht bloß seine eigenen Verdienste, sondern auch die der deutschen Sprache vor dem Könige, der dieselben bestritt, mit Eifer geltend machte, freilich das Eine mit so wenig Erfolg, wie das Andere.

Gellert, der in Beidem glücklicher war, verhehlt in seinen Briefen die Befriedigung nicht, welche er über die von dem König gegen ihn bewiesene Huld empfand; doch ward der bescheidene Mann dadurch nicht aus der Sphäre stillzufriedener philosophischer Beschaulichkeit und uneigennützigen Wirkens für allgemeine Menschenveredlung herausgerissen, in welcher er, wie zuvor, so auch nachher sein Glück und seine Bestimmung fand.

Im Allgemeinen müssen wir zur Ehre der deutschen Dichter und Gelehrten sagen, daß sie ihrer Würde und Unabhängigkeit Nichts vergaben durch Gunstbuhlerei oder sclavisches Schmeicheln um den Thron des gekrönten Musenfreundes und Philosophen. Zu der Selbstentwürdigung eines Voltaire, der, von Friedrich mit moralischen Fuß-

tritten, und das aus gutem Grunde, hinweggestoßen, dennoch immer von Neuem um dessen königliche Gunst bettelte und mit kriechender Heuchelei Dem in's Angesicht schmeichelte, den er hinter seinem Rücken auf's Schamloseste verleumdete — zu einer solchen, auch durch das glänzendste Genie niemals gut zu machenden Gemeinheit der Gesinnung hätte sich, wir dürfen dies wohl sagen, in Deutschland überhaupt schwerlich irgend ein Dichter oder Gelehrter, geschweige denn einer von dem Rufe Voltaire's jemals erniedrigt.

Wir geben zu, daß die schon frühzeitig kund gewordene Gleichgiltigkeit des Königs gegen deutsche Art und Kunst von vornherein alle Hoffnungen niederschlug und von allen Bestrebungen abschreckte, ihn für diese günstig zu stimmen. Aber mit Genugthuung sehen wir auch die Wortführer der deutschen Literatur freiwillig und mit edelm Stolze auf eine Gunst verzichten, deren Entbehrung den meisten von ihnen um so schwerer ankommen mußte, je weniger sie umhin konnten, unter andern Gesichtspunkten Den hochzuschätzen, der sie so kalt verachtend von sich stieß.

Lessing, dessen aufrichtige Bewunderung Friedrich's viele seiner Gedichte bezeugen, der durch die Lebhaftigkeit, womit er für den in Sachsen gehaßten Preußenkönig gegen seine eigenen Landsleute Partei nahm, sich selbst den Aufenthalt in Leipzig verleidete, Lessing verbot seinen Freunden, als die ersten Schritte zu seiner Empfehlung bei Friedrich erfolglos geblieben, jeden weitern Versuch für ihn; sein deutscher Gelehrtenstolz sträubte sich gegen den Gedanken, als ein nach Monarchengunst und nach Versorgung Haschender zu erscheinen. Wieland schreibt einmal an seinen Freund Gleim nach Berlin,

halb scherzhaft, doch schwerlich ohne den Hintergrund eines ernstern Wunsches: „Ihr König hätte wohl aus Berlin ein deutsches Athen machen und mir auch ein Kanonikat verleihen können!“ Indeß ist uns nicht bekannt, daß der Dichter des „Agathon“ weitere Schritte in dieser Richtung gethan hätte. Selbst die specifisch so genannten „preußischen Dichter,“ die Lobpreiser der kriegerischen Großthaten Friedrich's aus wahrem, aufrichtigem Patriotismus, Gleim, Ramler, die Karschin, hielten sich doch persönlich in gemessener Entfernung vom König und verzichteten, wenn sie ja einmal eine Annäherung versuchten, alsbald mit würdiger Selbstverleugnung auf jede Belohnung ihrer patriotischen Bestrebungen, da sie den König nicht geneigt fanden, eine solche aus freiem Antrieb ihnen zu gewähren.

Und so darf allerdings mit berechtigtem Selbstgefühle die deutsche Muse von sich sagen, was Schiller von ihr singt:

„Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Mediceers Güte
Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.
Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrich's Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt.
Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er sich den Werth.“

Uebergang zu der andern positiven Seite
des
Verhältnisses Friedrich's des Großen
zum deutschen Geistesleben.

Was wir in den bisherigen Abschnitten dieser Schrift von Friedrich's des Großen Verhalten gegenüber dem deutschen Geistesleben und insbesondere der deutschen Literatur angeführt, faßt sich zusammen in dem, was man als den negativen oder indirecten Einfluß des großen Königs auf die Entwicklung des geistigen und literarischen Lebens seiner Nation zu bezeichnen pflegt. Es ist wahr, durch seine Nichtbeachtung der deutschen Literatur zwang er diese, sich auf die eigenen Füße zu stellen und des höhern Schutzes zu entbehren; durch die Strenge seines Urtheils über sie spornte er alle bessern Kräfte an, dieses so ungünstige Urtheil durch bedeutende Leistungen zu entkräften; durch die einseitige Bevorzugung endlich, die er dem französischen Geschmacke zu Theil werden ließ, trug er grade dazu bei, die Opposition gegen dieses fremdländische und das Bewußtsein des eigenen, bessern Wesens in den Deutschen wachzurufen.

So faßt man Friedrich's Stellung und Bedeutung gegenüber der deutschen Literatur gewöhnlich auf; so faßte er

selbst sie auf in jener Aeußerung gegen Mirabeau: „Welchen größern Vortheil hätte ich der deutschen Literatur bringen können, als daß ich mich nicht um sie kümmerte?“ Aber alles das hier Aufgezählte hat nicht Friedrich allein, haben nahezu die meisten deutschen Fürsten vor ihm und neben ihm gethan. Fast an allen deutschen Höfen war das Ausländische dem Einheimischen vorgezogen, waren die Erzeugnisse deutschen Geistes entweder gar nicht gekannt oder verachtet, wohl gar verspottet, waren deutsche Gelehrte und Schriftsteller über die Achsel angesehen und weder durch Auszeichnungen ermuntert, noch durch Belohnungen in ihrem sauern Geschäfte unterstützt.

Der Unterschied bestand nur darin, daß es hier eben ein Friedrich war, der gleichsam den Geist der Nation zum Wettkampfe mit sich — einem so gewaltigen und ebenbürtigen Gegner — herausforderte; daß man es am Hofe des großen Königs nicht mit jener geistesbankerotten Fürsten- und Höflingswirthschaft zu thun hatte, wie sie Friedrich selbst (in dem früher angeführten Briefe an Voltaire) so treffend gekennzeichnet, sondern mit einem Monarchen, der ein solcher auch im Reiche des Geistes war, und mit einer Tafelrunde, die, mochte sie immerhin andere Wege gehen, als welche der deutsche Genius einzuschlagen gebot, doch als ein höchst beachtenswerther Verein bedeutendster Kräfte sich darstellte, daß also die strebsamen Geister des Inlandes sich hier zugleich angezogen und abgestoßen, jedenfalls aber zu einem Wettstreite der seltensten Art herausgefordert fühlten. Fürwahr, wäre nicht Friedrich in vielen andern Beziehungen so groß gewesen, sein abweisendes und zurückstoßendes Verhalten gegen

die deutsche Literatur, seine Verkennung, seine Mißachtung, sein Tadel dieser hätten bei Weitem die Bedeutung nicht gehabt, die sie grade wegen seiner großen Persönlichkeit hatten.

Aber es gibt auch neben jenem negativen und indirecten einen sehr positiven und directen Einfluß Friedrich's auf die Entwicklung des deutschen Geistes, einen Einfluß, den man nach unserer Meinung bisher viel zu wenig erkannt und beachtet hat.

Friedrich's eigene literarische Thätigkeit.

Man könnte versucht sein, hier zunächst an die eigenen literarischen Productionen Friedrich's II. zu denken, deren umfang- und inhaltreiche Sammlung gegenwärtig durch die dankenswerthe Fürsorge und Municifenz eines erlauchten Nachfolgers jenes großen Monarchen und durch den patriotischen Eifer sachkundiger Männer in vollständiger, wohlgeordneter und sorgsam geprüfter Ausgabe der Nachwelt zugänglich gemacht wird. Allein aus leicht begreiflichen Gründen blieb die Wirkung dieser, insgesammt in französischer Sprache abgefaßten Schriften des Königs in literarischer Beziehung damals eine sehr eingeschränkte, im Ganzen kaum nennenswerthe. Seine Poesien, welche er schon frühzeitig (nicht ohne eine gewisse Autorenungeduld) veröffentlichte, — obschon sie nicht ganz so schlecht waren, wie Macaulay sie darstellt, vielmehr manche starke und wahre Empfindung enthalten, die Frucht wirklicher, meistens sehr schmerzlicher Erlebnisse des königlichen Dichters — konnten doch in Deutschland, wo man eben damals sich von der französischen Dichtweise, welcher Friedrich noch ganz huldigt, abzuwenden begonnen hatte, nicht wohl einen tiefern Eindruck hervorbringen, be-

gegneten vielmehr sogar in des Königs unmittelbarster Nähe nicht selten einer unumwundenen und scharfen Kritik.*) Seine kleinen satirischen Aufsätze, in denen er die Gebrechen der ihm feindlichen Höfe — in den Jahren der beginnenden großen Coalition gegen ihn, 1753 ff. — geißelte und manche bittere Wahrheit über die Großen der Erde im Allgemeinen aussprach, erregten zwar Aufmerksamkeit und Interesse, so daß z. B. Lessing sich veranlaßt fand, Einiges davon zu übersetzen, haben aber doch eine bleibende Stelle in der Literatur auch nicht gefunden. Seine Briefe, ein schönes Denkmal eben so wohl der großen und erhabenen, als der liebenswürdigen und wahrhaft menschlichen Seiten dieses seltenen Geistes, blieben natürlich fast immer in den engsten Kreisen seiner Vertrautesten, und zwar meist ausländischer, verschlossen und wurden erst viel später dem größern Publicum bekannt. Dasselbe war mit den meisten seiner bedeutendern wissenschaftlichen Abhandlungen der Fall. Was von diesen in die Oeffentlichkeit gelangte, das interessirte durch seinen Inhalt, d. h. durch die darin ausgesprochenen Ansichten, mehr noch dadurch, daß diese Ansichten die eines solchen Königs waren, regte wohl auch eben darum bald zu Entgegnungen, bald zu bekräftigenden und zustimmenden Aeußerungen an, wie z. B. seine Vorrede zu Fleury's Kirchengeschichte, welche den bekannten Theologen Semler zur Abfassung seiner Capita selecta historiae ecclesiasticae veranlaßte, seine Abhandlung „Ueber die Eigenliebe als Princip der Moral," welche von

*) So z. B. in einem Aufsatze Mendelssohn's in den „Literaturbriefen" (1760).

Steinbart bekämpft, von dem Prediger Schulz vertheidigt wurde u. s. w. Aber im Ganzen war es doch mehr das stoffliche, oder, richtiger gesagt, das persönliche Interesse, was die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese Schriften des Königs hinlenkte, als die Neuheit der Ideen oder die Originalität der schriftstellerischen Form, und nur so feine und zugleich dem Geiste des königlichen Schriftstellers — diesem durchaus positiven, praktischen, auf das Reelle und für's Leben Brauchbare gerichteten Geiste — wahlverwandte Denker, wie z. B. Justus Möser, erkannten und empfanden die bildende und anregende Kraft, welche die Schriften Friedrich's, auch abgesehen von ihrem Stoffe, schon ihrer Form und Behandlungsweise nach in sich bargen.

Von Friedrich dem Schriftsteller müssen wir also jedenfalls absehen, wenn wir uns seinen Einfluß auf die Förderung deutschen Geisteslebens deutlich machen wollen.

Friedrich's Thätigkeit

für den öffentlichen Unterricht.

Auch das stellen wir noch nicht in die erste Linie dieses Einflusses, was Friedrich als Regent für die Bildung der Nation scheinbar auf directestem Wege, nämlich durch Förderung des öffentlichen Unterrichts, gethan. Denn auch in dieser Beziehung steht er — wenn schon in mancher einzelnen Leistung groß und bedeutend, doch weder als der Einzige, noch selber schlechthin als der Erste unter seinen Zeitgenossen da. Die preußischen Universitäten hatten sich zwar unter seiner Regierung mancher tüchtigen und einzelner glänzenden Berufungen zu erfreuen, namentlich unter der trefflichen Leitung des Ministers von Zedlitz,*) dem der König ein fast unbedingtes Vertrauen und die weitesten Vollmachten in dieser Beziehung gewährte; gleichwohl wurden dieselben in vielen und wichtigen Fächern nicht nur von dem, durch die liberale

*) Das Wirken dieses ausgezeichneten Staatsmannes hat unlängst eine verdiente Würdigung gefunden in der kleinen Schrift von A. Trendelenburg: „Friedrich der Große und sein Staatsminister Freiherr v. Zedlitz. Eine Skizze aus dem preußischen Unterrichtswesen." (Berlin, Bethge.)

Sorgfalt seiner George und ihres Münchhausen rasch aufblühenden Göttingen, sondern in einer spätern Zeit sogar von dem kleinen Jena, dem unter Karl August von Weimar, Ernst II. von Gotha und Georg von Meiningen eine neue Epoche des Ruhmes aufging, zum Theil überflügelt und verdunkelt. Die freien und aufgeklärten Ideen, welche der König in dem berühmten Briefe über die Erziehung (1770) in Betreff der Verbesserung der Schulen und Universitäten aussprach, indem er namentlich die Anleitung der Jugend zum Selbstdenken, zur geistigen Freiheit und Beweglichkeit anempfahl, werden einigermaßen in den Schatten gestellt durch das von demselben König in der Errichtung einer besondern école des nobles befolgte System einer streng abgesonderten und exclusiven Erziehung der vornehmen Jugend auf durchaus französischem Fuße, so zwar, daß den jungen Leuten das Deutschsprechen sogar außer den Lehrstunden verboten war, so wie durch das von ihm, zumeist wohl aus fiscalischen Rücksichten (nach seinem Grundsatze, das baare Geld möglichst im Lande zurückzuhalten), erlassene Verbot des Studirens der Landeskinder auf auswärtigen Universitäten, das erste Beispiel einer derartigen territorialen Einengung der bis dahin glücklich aufrechterhaltenen geistigen Freizügigkeit durch ganz Deutschland.

Ueberhaupt waltete der fiscalische Gesichtspunkt doch oftmals gar zu sehr bei Friedrich vor — freilich zwang ihn die Noth der Zeiten zum Sparen — und hemmte eine großartigere Förderung geistiger Zwecke. Büsching, der diesen Dingen nahe genug stand, um sie genau zu kennen, klagt, daß der König für die Universitäten nicht sonderlich viel her-

gegeben habe, einzelne Fälle ausgenommen, wo es ihm darauf ankam, berühmte Gelehrte entweder zu gewinnen oder festzuhalten, von denen er sich die Vermehrung des Glanzes und der Frequenz seiner Universitäten versprach, und Zedlitz sah sich durch eben diese übergroße Sparsamkeit des Königs bisweilen in die peinlichste Verlegenheit versetzt und in seinen besten Absichten behindert. Das eine Mal mußte er die Kosten für den Bau eines Bibliothekgebäudes zu Halle an den Gehalten der Professoren absparen,*) ein anderes Mal konnte er dem berühmten Philologen F. A. Wolf, den er für Halle gewinnen wollte, nur einen sehr kargen Gehalt bieten und mußte sich, um ihm das Anerbieten genehm zu machen, darauf berufen, daß „die Freiheit im Denken, der Zusammenfluß gelehrter Männer und der Zulauf von Zuhörern ihn einigermaßen entschädigen würden."

Was die Fürsorge des großen Königs für den niedern Volksunterricht betrifft, so zeigte sich diese in der von ihm wiederholt betriebenen Berufung von Schulmeistern aus dem Sächsischen und Altenburgischen, indem er trotz der gegentheiligen Ansichten seiner sachkundigen Rathgeber davon eine Verbesserung der Schulen auf dem Lande erwartete; allein dicht neben dieser, jedenfalls der löblichen Absicht wegen anerkennenswerthen Maßregel steht als ein abschreckendes Beispiel schädlichster Vermischung ganz ungleichartiger Zwecke die bedenkliche Benutzung der Schuldienste zur Versorgung von Invaliden.

---

*) Dies führt Trendelenburg an nach Förster's „Geschichte der Universität Halle."

Aber auch abgesehen von dem Allen ist es eine heutzutage wohl kaum mehr bestreitbare Erfahrung, daß zwar ein wohlorganisirtes öffentliches Unterrichtswesen eben so gewiß ein Mittel geistiger Tüchtigkeit eines Volks ist, wie ein gutes Exercitium ein Mittel der Schlagfertigkeit für ein Heer, daß aber, so wenig ein Heer durch dieses letztere allein tapfer und unüberwindlich wird, so wenig ein Volk geistig stark, vor Allem selbstschöpferisch durch den Unterricht allein, selber den vortrefflichsten. Auch sind grade im Bereiche des öffentlichen Unterrichts die bedeutendsten Fortschritte unter Friedrich dem Großen nicht so sehr durch seine eigenen Anordnungen, als durch die allgemeine treibende Kraft des Geistes, der von seinem Throne ausging, in's Leben gerufen oder gezeitigt worden. Wichtige Verbesserungen des Volksschulwesens in Preußen erfolgten zwar unter ihm, aber die wichtigsten doch durch die gemeinnützigen Bestrebungen von Privaten, unter denen vor Allem Resewitz und von Rochow sich bleibende Verdienste erwarben. Die Entwicklung des Realschulwesens ging aus den durch die Francke'schen Anstalten zu Halle gegebenen Impulsen hervor, ward aber allerdings gefördert und ermuthigt durch den unter Friedrich's Regierung beschleunigten Fortschritt der realistischen, insbesondere der gewerblichen Interessen. Eine andere pädagogische Frucht derselben Lebensrichtung, das sogenannte philanthropische System Basedow's, entstand sogar außerhalb der Staaten des Königs und wurde erst in ihren Absenkern von Zedlitz (nicht ganz erfolgreich) nach Halle verpflanzt. Und endlich, um zu dem höchsten wissenschaftlichen Gebiete, der Philosophie, zurückzukehren, wofür man die unmittelbarste und einsichtigste Förderung von dem

„Philosophen auf dem Thron“ erwarten durfte, — so verdient zwar die vielberufene Rehabilitation Wolf's in sein Lehramt zu Halle als eine königliche Sühne begangenen Unrechts und als ein thatsächliches Bekenntniß der Achtung des Königs vor dem freien Denken vollkommen das laute Lob, welches die Mit- und Nachwelt diesem Acte gezollt hat; allein weit wichtiger, als diese Zurückgewinnung einer damals schon von ihrem Höhepunkte herabsteigenden Kraft, wurde für den Aufschwung des philosophischen Geistes in Preußen und Deutschland das still bescheidene, sich im Verborgenen entwickelnde, dem König selbst wohl kaum jemals bekannt gewordene, jedenfalls von keinem Sonnenstrahle seiner besondern Gunst beglänzte Wirken des großen Weisen zu Königsberg, Kant.

Friedrich's Verhalten als Regent

gegen die selbständigen Regungen des geistigen Lebens seiner Zeit; seine Freisinnigkeit in Behandlung der Presse, seine religiöse Duldsamkeit und Aufklärung.

Mehr als das, was ein Regent direct für die Bildung seiner Unterthanen durch öffentlichen Unterricht, durch wissenschaftliche oder Kunstanstalten u. dgl. thut, pflegt auf die Entwicklung des Volksgeistes die Art und Weise von Einfluß zu sein, wie die selbsteigenen Regungen dieses letztern von ihm gewürdigt und behandelt werden. Die Regierung Friedrich's des Großen gibt diesem Satze eine eclatante Bestätigung. Durch Nichts steht Friedrich so hoch über fast allen seinen Vorgängern und über den meisten seiner Nachfolger auf größern und kleinern Thronen, durch Nichts scheidet die Culturperiode, welcher er den Stempel seines Geistes und seines Namens aufgedrückt hat — die fridericianische — sich so wesentlich ab von der vorfridericianischen und großentheils auch von der nachfridericianischen, als durch die freie und großartige Auffassung, mit welcher Friedrich die beiden stärksten Hebel einer kräftigen Entwicklung des Volksgeistes — die Freiheit des Denkens und Sprechens und die Freiheit der

Gewissen — erkannte und in Bewegung zu setzen verstand.

Er zuerst unter allen Fürsten seiner Zeit verstattete dem Drange freier Forschung und Kritik in Fragen der Wissenschaft und der Religion einen fast unbeschränkten, in den praktischen Angelegenheiten des öffentlichen Lebens wenigstens einen ziemlich weiten Spielraum. Er zuerst schenkte der Presse nicht bloß Freiheit, sondern, was fast noch wichtiger war, Achtung. Bei ihm war es nicht, wie bei so manchem seiner fürstlichen Zeitgenossen, bloß eine Laune, eine vorübergehende Anwandlung von Großmuth und Freisinnigkeit oder der eitle Kitzel der Popularität, was ihn zu dieser Duldung und Werthhaltung des öffentlichen Gedankenausdrucks veranlaßte, sondern eine grundsätzliche, klare, unerschütterliche Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und dem Nutzen der Publicität. Während in andern deutschen Ländern die Behandlung der Presse großentheils den Stempel baarster Willkür trug und nicht selten zwischen einzelnen liberalen und vielen despotischen Maßregeln haltlos hin- und herschwankte, während selbst ein Joseph II. durch äußere Zeitereignisse und fremde Einflüsterungen sich in seinen freisinnigen Maximen rücksichtlich der Presse später beirren ließ, hielt Friedrich im ganzen Verlaufe seiner langen Regierung die Linie, die er sich in dieser Hinsicht von Anfang an gezogen hatte, unverrückt und ohne die geringste Schwankung fest; ja er schien, je älter er ward, desto weniger Scheu vor einer fast durch gar keine äußern Schranken eingeengten Preßfreiheit zu empfinden. Die Censur, welche er in seinen frühern Regierungsjahren ausdrücklich, obschon nach den freisinnigsten Grundsätzen, angeordnet hatte, hörte

später thatsächlich beinahe gänzlich auf, indem die meisten Schriftsteller und Verleger ihre Werke veröffentlichten, ohne sie zuvor dem Censor vorzulegen. Wenn dem Könige derlei Zuwiderhandlungen zu Ohren kamen, so rescribirte er wohl: „die Uebertreter sollten diesmal mit Strafe verschont bleiben, aber für die Zukunft sei mit Strenge über Anwendung der Gesetze zu wachen," — allein auch im Wiederholungsfalle hatte es meist bei der gleichen Entscheidung sein Bewenden.

Friedrich's Beispiel ward maßgebend für die Behandlung der Presse in andern deutschen Ländern. Auch wo nicht der eigene Drang der Freisinnigkeit dazu trieb, da glaubte man wenigstens solche affectiren zu müssen. Es galt für beschämend, wenn ein kleiner Souverän oder Halbsouverän in diesem Punkte reizbarer sein wollte, als der große Monarch, der ein Pasquill auf sich selbst niedriger hängen ließ, damit alle Vorübergehenden es mit Bequemlichkeit lesen könnten. Und obschon Friedrich der öffentlichen Besprechung von Maßregeln der innern Verwaltung oder von Acten der äußern Politik in seinen eigenen Staaten gewisse Grenzen zog, deren Ueberschreitung er nicht leicht duldete, so blieb doch der Kreis, in welchem die freie Forschung sich ergehen mochte, immer noch ein sehr weiter, und die durch ihn einmal entfesselte Presse durfte ungescheut auch von außen her die Leuchte der Kritik selber in das Bereich seiner Regierung tragen, da der König in seiner großartigen Freisinnigkeit so weit ging, auswärts gedruckte Schriften — weil sie ja doch schon einmal censirt seien — von einer Nachcensur in Preußen zu entbinden.

In Bezug auf die Freiheit des Glaubens hat Friedrich

eben so wenig jemals die Grundsätze verleugnet, welche er sogleich beim Antritte seiner Regierung bekannte und bethätigte, die Grundsätze vollkommenster Duldung und Aufklärung. Wie er schon vor seiner Thronbesteigung in seinem „Antimacchiavell“ es für das Zeichen und den Vorzug einer „starken Regierung“ erklärte, daß sie im Stande sei, „Jedermann Gewissensfreiheit zu gewähren,“ und für die eines Regenten würdigste Aufgabe: „nur König zu sein und nie den Priester zu machen,“ so vertrat er dieselbe Ansicht auch noch in seinen spätern Jahren, indem er dem Herzoge von Braunschweig, welcher den Satz aufstellte: „die Religion sei doch eine starke Stütze der Autorität,“ erwiederte: „Mir genügen Ordnung und Gesetze. Blinder Gehorsam ist nur für Tyrannen: wahre Fürsten brauchen Nichts als einen vernünftigen und auf Gründen beruhenden Gehorsam.“ Eine seiner ersten Regierungshandlungen war jener berühmte Bescheid an seine protestantische Oberkirchenbehörde, welche sich darüber beklagt hatte, daß die Katholiken in Berlin durch ihre Schulen manche Proselyten machten: „Die Religionen müssen alle toleriret werden und muß nur der Fiscal das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue,“ (oder, wie er es ein anderes Mal ausdrückte, „daß sie lernen verträglich sein,“) „denn,“ setzte er hinzu, „in meinen Staaten muß Jeder nach seiner Facon selig werden können.“ Und ganz ebenso dachte und handelte der große König noch mehr als ein volles Menschenalter später, als er die überall, selber aus katholischen Ländern, vertriebenen Jesuiten in seinem Schlesien ruhig ihre Anstalten fortsetzen und ihre großen Einkünfte verzehren ließ. Mit Recht durfte er sich rühmen, daß in seinen Staaten nicht bloß die aner-

kannten christlichen Confessionen, sondern auch alle nur möglichen Secten, Herrnhuter, Schwenkfeldianer, Gichtelianer u. a. m., friedlich neben einander lebten und gleichmäßig zum Staatswohle beitrügen. „Da sie," sagt der König, „in Bezug auf ihre Moralvorschriften fast alle das Gleiche lehren, so können sie alle dem Staate gleich genehm sein." Er verlange Nichts, fährt er fort, als daß Jedermann ein guter Bürger sei. Zur Rechtfertigung dieser Regierungsmaxime fügt er den so schönen als wahren Ausspruch bei: „Der falsche Glaubenseifer ist ein Tyrann, der die Länder entvölkert, die Duldsamkeit ist eine zärtliche Mutter, welche sie gedeihen und blühen macht." Den Juden räumte er einige bürgerliche Rechte, die sie bisher entbehrt hatten, ein, obgleich im Ganzen ihr Zustand auch unter seiner sonst so aufgeklärten Regierung ein ziemlich gedrückter blieb, wie denn z. B. der Philosoph Mendelssohn, um in Berlin geduldet zu werden, sich als Commis in einem dort seßhaften jüdischen Handelshause einschreiben lassen mußte. Es gab in jener Zeit noch gewisse Vorurtheile, denen selbst ein Friedrich sich nicht zu entziehen vermochte. Und bestehen sie nicht zum Theil noch heute — selbst in sonst hochgebildeten Kreisen?

Man hat es dem König als eine mit seiner freien Denkart schwer vereinbarliche Unduldsamkeit vorgeworfen, daß er Mendelssohn's Namen, den die Akademie zweimal zur Aufnahme in ihre Mitte vorgeschlagen, von der Liste gestrichen habe. Nach Thiébault, einem der französischen Vertrauten Friedrich's, hatte es damit eine besondere Bewandtniß. Kurz vorher war die Kaiserin Katharina von Rußland feierlich in die Akademie aufgenommen worden. Friedrich fürchtete nun,

die Kaiserin selbst oder Andere in ihrem Namen möchten etwas Verletzendes für sie darin finden, wenn der zunächst nach ihr Aufgenommene ein Jude wäre.

Als Oberhaupt der protestantischen Landeskirche brachte Friedrich den Grundsatz, daß der Staat das kirchliche Leben und das religiöse Bewußtsein der Gemeinden möglichst frei sich entwickeln lassen müsse, bisweilen in einer Ausdehnung zur Anwendung, welche selbst heutzutage Vielen als sehr weitgehend erscheinen wird. Bei der Anstellung von Geistlichen rescribirte er mehr als einmal: man möge dabei die Wünsche der Gemeinden berücksichtigen: „Wenn er (der Pfarrer) den Bauern gefällt, muß man sie nicht chicaniren.“ Auch die Form des Gottesdienstes, die Liturgie, wollte er den einzelnen Gemeinden und ihren Seelsorgern möglichst überlassen wissen. Der Berliner Gemeinde, die gegen die Einführung eines verbesserten Gesangbuches petitionirte, gab er frei, das alte zu behalten. Nur gegen die Unduldsamkeit der Geistlichen war er unerbittlich. „Den Fasen (Pfaffen) wird man keine Verfolgung gestatten,“ rescribirte er einmal, und er ließ es bei Worten nicht bewenden. Die Verhängung von Kirchenbußen, die eigenmächtige Ausschließung einzelner Gemeindeglieder vom Abendmahle durch die Geistlichen, die Controverspredigten gegen Andersgläubige betrachtete er als nicht zu duldende Ausschreitungen des priesterlichen Amtes und schritt dagegen mit allen Mitteln der Gesetzgebung und der Verwaltung ein. Er theilte überhaupt mit seinem Geistesverwandten Voltaire den unversöhnlichen Haß gegen die Geistlichkeit, welcher er vorwarf, daß sie die einfachen Lehren des Christenthums in Aberglauben, dessen liebevolle Moral in

finstern Glaubenseifer und lieblose Verfolgungssucht verkehrt, überhaupt die Religion zu einem Werkzeuge ihrer Herrschsucht gemacht habe. Hier war es, wo der große König bisweilen selbst unduldsam ward, indem er jene Achtung gegen fremde Glaubensansichten, welche von der wahren Toleranz unzertrennlich ist, verleugnete, nicht nur verachtungsvoll von dem sprach, was Andern heilig war, sondern auch religiöse Meinungen, die er von seinem Standpunkte aus für beschränkt ansah, zum Gegenstande einer ganz ähnlichen Verfolgung machte, wie die war, deren er die geistlichen Zeloten anklagte. Das Aergste dieser Art war jener an den Prediger Francke zu Halle, den Sohn Hermann August Francke's, gerichtete Befehl, die Komödie zu besuchen und darüber, daß dies geschehen, ein Zeugniß vom Schauspieldirector beizubringen. Der König wollte dadurch den, wie er meinte, aus falscher Bigotterie hervorgegangenen Eifer strafen, mit welchem Francke die Entfernung der Komödianten aus Halle wegen ihres schädlichen Einflusses auf die Sitten der akademischen Jugend betrieben hatte, und den Studenten, denen derselbe den Besuch der Komödie hatte verboten wissen wollen, eine „Satisfaction" geben. Die Maßregel war eines Königs und vollends eines so aufgeklärten und toleranten Königs im höchsten Grade unwürdig. Auch fand sich Friedrich durch die dringenden und freimüthigen Vorstellungen von Männern, die er hochschätzte, veranlaßt, zwar nicht direct die Verordnung zurückzunehmen, wohl aber stillschweigend von deren Ausführung abzustehen und sich mit einer kleinen Geldbuße Francke's wegen seines Ungehorsams gegen den königlichen Befehl zu begnügen.

Ueberhaupt ist nicht zu leugnen, daß der Einfluß der religiösen Toleranz Friedrich's auf seine Zeitgenossen und auf sein Volk ein noch weit stärkerer und zugleich ungetrübterer gewesen sein würde, wenn diese Toleranz sich nur als die Frucht einer grundsätzlichen Achtung des großen Monarchen vor dem religiösen Gefühle des Einzelnen und nicht zugleich als die Wirkung einer gewissen Gleichgiltigkeit, wenn nicht Verachtung gegen jede Art von Glauben dargestellt hätte. Die Frage, was Friedrich geglaubt oder nicht geglaubt, kann hier unmöglich eingehend erörtert werden: gewiß ist, daß Friedrich das Bedürfniß irgend einer positiven Form des Glaubens oder des Cultus weder selbst empfand, noch auch bei Andern genugsam respectirte, um nicht seinem freigeisterischen Spotte gegen das, was ihm Aberglaube und leeres Formelwesen schien, oftmals auf eine nicht wohl zu rechtfertigende Weise den Zügel schießen zu lassen. *)

Die Folge war, daß einestheils sein Beispiel und seine Autorität in weiten Kreisen des Volkes eine Gewöhnung des

*) Sogar in seinen amtlichen Erlassen vermochte Friedrich der Große diesen spöttischen Ton nicht immer zu unterdrücken. So refcribirte er in dem schon oben erwähnten Falle wegen des Gesangbuches: „Wenn die Leute noch länger: „Nun ruhen alle Wälder" und ähnliches dummes und thörichtes Zeug singen wollen, so soll man sie gewähren lassen." Als unter der Geistlichkeit in Neufchatel ein Streit wegen des Dogmas von den ewigen Höllenstrafen ausgebrochen war und er veranlaßt ward, deswegen einzuschreiten, resolvirte er: Er habe Nichts dawider, wenn die „Fafen" ewig verdammt sein wollten. Bekannt ist, wie Ziethen einmal den König, der ihn mit einem frivolen Ausdruck wegen seiner Theilnahme am Genuß des Abendmahls aufzog, sehr ernst zurechtwies und der König beschämt ihn um Verzeihung bat.

oberflächlichen Absprechens und Spöttelns über alle Angelegenheiten der Religion großzog, welche ernstere Geister mit Besorgniß erfüllte, anderntheils die strengern Glaubensrichtungen sich nur um so schroffer in sich abschlossen und verhärteten, so daß in demselben Berlin, dessen frivolisirender Ton selber einen Freidenker wie Lessing anwiderte, ein Nicolai durch die Masse von abergläubischer Bornirtheit, Mysticismus und Zelotismus erschreckt ward, welche er an diesem Sitze der Aufklärung zusammengeballt fand.

Gesammteindruck von

Friedrich's Persönlichkeit und Denkweise

auf die Nation

und Rückwirkungen davon auf den Nationalgeist.

Was Friedrich für die Entfesselung der Geister, für die Verbreitung der Aufklärung im Politischen wie im Religiösen that, war jedenfalls von bedeutendstem, nachhaltigstem Einfluß, aber es war weder das Einzige, noch, wenn wir recht sehen, das Größte, was von ihm aus für die Neubelebung und Entwicklung des Nationalgeistes geschah. Große Geister wirken auf ihre Zeit nicht bloß durch das, was sie thun, sondern fast mehr noch durch das, was sie sind, durch den Gesammteindruck einer gewaltigen, anregenden, fortreißenden Persönlichkeit. Und niemals war eine Zeit oder ein Volk für solche persönliche Einwirkungen empfänglicher, als das deutsche Volk zu der Zeit, wo Friedrich auftrat. Die Deutschen waren seit dem dreißigjährigen Kriege eine eminent monarchische Nation geworden. Wir meinen damit nicht bloß, daß sie im Politischen jede selbständige Bewegung verlernt und sich gewöhnt hatten, Alles nur von oben zu erwarten, in Allem den von oben ausgehenden Winken blindlings zu gehorchen, sondern daß das ganze Denken und Fühlen der

Nation, ihr gesellschaftliches wie ihr sittliches, ja in vieler Beziehung selber ihr geistiges Leben denselben monarchischen Zug der Abhängigkeit und Unselbständigkeit angenommen hatte. In diese an Autoritäten so gläubige Zeit nun trat Friedrich hinein mit einer Persönlichkeit, welche zu Allem, was man bis dahin an solcher Stelle zu erblicken gewohnt gewesen, den schneidendsten Gegensatz bildete.

Man vergegenwärtige sich nur einmal die Physiognomie der deutschen Höfe, wie sie bis zu Friedrich's Auftreten mit wenigen Ausnahmen die allgemein herrschende war!

Der Fürst in der Regel ein weichlicher, üppiger, verschwenderischer Sultan, oder ein geistesträger, unwissender, bloß seinen persönlichen Launen und den Einflüsterungen seiner Hofleute nachgebender Despot; die Umgebungen des Fürsten meist geistlose, servil schmeichlerische, gemein egoistische Creaturen; das Leben an diesen Höfen ein ewiger Taumel von Ergötzungen, oft der läppischsten, nicht selten der sittenlosesten Art; die öffentlichen Angelegenheiten neben den Privatvergnügungen des Fürsten als bloße Bagatellen oder als lästige Störungen angesehen, leichtfertig in den kurzen Pausen der täglichen Zerstreuungen behandelt, auch wohl gänzlich dem Schalten und Walten der nicht immer gewissenhaften Beamtenschaft und dem Schlendrian eines verrosteten Canzleimechanismus überantwortet; der Staat überhaupt nur als eine Domäne des Fürsten betrachtet, das Volk als ein dienendes Werkzeug seiner Zwecke und seiner Leidenschaften, als eine Schafheerde — wie sich ein Schriftsteller der damaligen Zeit ausdrückt —, die zu scheeren und zu schinden das wohlerworbene Hoheitsrecht des Landesherrn sei; die

öffentliche Meinung — dieses zweite Gewissen der Fürsten — entweder gewaltsam unterdrückt oder vornehm gleichgiltig mißachtet: — das war mehr oder weniger das gleichmäßige Bild fast aller, namentlich aber der mittlern und kleinern deutschen Staaten.

Preußen allerdings hatte schon unter dem Vater Friedrich's des Großen eine Ausnahme davon gemacht, allein das Regierungssystem und die Persönlichkeit Friedrich Wilhelm's I. waren wiederum nach der entgegengesetzten Seite hin so exceptioneller und excentrischer Art, standen so sehr mit allen Anforderungen der allgemeinen Zeitbildung im schreiendsten Widerspruch, daß sie namentlich auf die geistigern Elemente der Nation unmöglich einen anregenden oder bildenden Einfluß üben konnten.

Nun aber trat in diesem größten protestantischen Staate Deutschlands ein junger König auf die Bühne, in der vollen Kraft blühender und doch gereifter Jugend, ein König, dem der Ruf eines hochgebildeten, vielseitig strebenden Geistes und eines starken, in der Schule der Leiden gestählten Charakters vorausging. Man wußte, mit welcher Energie dieser Prinz als noch ganz junger Mann die Freiheit selbsteigener Entwicklung und das unveräußerliche Recht eines strebenden Geistes auf die Befriedigung seiner höhern Bildungsbedürfnisse gegen die kurzsichtigen und rohen Anforderungen eines maßlos herrischen Vaters vertheidigt, wie er aber selbst in diesem Kampfe äußerster Nothwehr dennoch weder die schuldige Pietät des Kindes, noch die Pflichten des einstigen Herrschers aus dem Auge gesetzt hatte. Man wußte, daß er nicht bloß seinem Vater zu Gefallen die Details der Verwaltung und

den äußern Mechanismus des Militärreglements bis auf's Kleinste studirt, sondern daß er auch aus selbsteigenem Antriebe und aus einem viel weitern Gesichtspunkte mitten in dem scheinbar leichtfertigen und zerstreuenden Leben von Rheinsberg die höchsten Ideen der Politik, des Staats- und Völkerrechts, der Kriegskunst, der Verwaltung in sich aufgenommen und sich ganz zu eigen gemacht hatte. Man wußte, daß er Künste und Wissenschaften liebte und schätzte, daß er die Schriften Wolf's eifrig las, die freien Ansichten Bayle's und Locke's kannte und verehrte, und mit allen hellsten Geistern des Auslandes, den Vorkämpfern der Toleranz, der Vernunft, der Humanität, des Gemeinwohls und der Achtung vor den allgemeinen Rechten des Menschen, in lebhaftem Verkehr stand. Fast in demselben Augenblicke, wo er den Thron bestieg, erschien, anonym zwar, aber zweifellos ihm zugeschrieben, sein „Antimacchiavell," eine eben so scharfsinnige als von den edelsten Gesinnungen dictirte Widerlegung der vielberufenen Schrift des Florentiners. Darin las man mit Erstaunen und Entzücken Aussprüche wie folgende, die überall und unter allen Umständen Aufsehn hätten erregen müssen, für einen deutschen Prinzen aber und in der damaligen Zeit wahrhaft unerhört erscheinen mußten:

„Der Fürst, weit entfernt, der uneingeschränkte Herr seines Volks zu sein, ist Nichts als der erste Diener (Domestique) desselben."

„Die wahre Politik der Könige ist die Politik des ehrlichen Mannes: — gut und gerecht sein" u. a. m.

Und diesen Worten entsprachen sogleich die ersten Re-

gierungshandlungen des jungen Monarchen: die Zurückberufung des von Friedrich's Vater verbannten Philosophen Wolf — begleitet von der denkwürdigen Erklärung: „Ein Mensch, der die Wahrheit liebt und sucht, muß unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden," — die Verkündigung der ausgedehntesten religiösen Duldung, die Aufhebung der Tortur, die Sicherung des Eigenthums der Unterthanen gegen fiscalische Willkür, die vom Könige persönlich sofort nach seinem Regierungsantritte getroffene Fürsorge für die Herstellung einer gut geleiteten und freisinnigen Presse sowohl auf dem politischen als auf dem wissenschaftlichen Gebiete, u. A. m. Dieser König, der die Genossen seiner etwas wilden Jugend zu Rheinsberg, von denen Einzelne wohl wie Shakspeare's Falstaff jetzt recht ihre Zeit gekommen wähnten, mit den Worten in die gebührenden Schranken zurückwies: „Die Narrenspossen haben nun ein Ende!" und alsbald nach seiner Thronbesteigung an Voltaire schrieb:

„Von nun an dien' ich keinem Gott,
Als meinem lieben Volk allein,"

der aber auch im gleichen Momente dem alten Dessauer, als dieser ihn um die Fortdauer seiner Stellung und seines Einflusses bat, erwiederte: „das Erstere sichere er ihm zu, aber einen Einfluß werde unter seiner Regierung Niemand haben, als er selbst," und der dieses stolze Wort sofort bethätigte, indem er die ganze Regierung nach innen und außen, auf den geistigsten wie auf den materiellsten Gebieten, in seine alleinige Hand nahm, sich überall und in Allem um das Kleinste wie um das Größte selbst bekümmerte, Alles

verstand, Alles auf's Beste ausführte, den Geringsten im Volke mit seinen Anliegen und Beschwerden entweder persönlich anhörte oder seine Eingabe las und eigenhändig beschied, aber auch die verwickeltsten diplomatischen Negociationen ohne Dazwischenkunft eines Ministers von seinem Cabinete aus leitete — dieser König, der die verkörperte Thätigkeit, Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit war, der früh um drei Uhr aufstand, um zu arbeiten, und erst am späten Abend sich Ruhe von den Geschäften gönnte, nicht um müßigen Zerstreuungen oder kostspieligen Lustbarkeiten nachzuhängen, sondern um durch gewählte Lectüre, geistvolles Gespräch oder eigene Productionen in Poesie und Musik seinen Geist fortzubilden und sich frische Kraft und Lust für die Anstrengungen des nächsten Tages zu sammeln; der statt des eiteln Prunkes, womit andere Fürsten sich umgaben, seine Größe in der höchsten Einfachheit suchte, und die Summen, welche Jene an kindische Liebhabereien oder verderbliche Ausschweifungen wegwarfen, als guter Haushalter des Staats auf Zwecke des Gemeinwohls verwendete — das war ein so ganz einziges, noch gar nicht dagewesenes Phänomen, daß man sich nicht verwundern dürfte, wenn sein Auftreten in den Anschauungen und Ideen, in dem ganzen Denken und Fühlen der Nation eine völlige Revolution hervorgebracht hätte. Wenn Solches nicht sogleich in dem Maße, wie man erwarten sollte, der Fall war (so weit man aus zeitgenössischen Mittheilungen darüber urtheilen kann), so lag der Grund hiervon wohl theils in der Neuheit der Erscheinung selbst, auf die man so gar nicht vorbereitet war und deren ganze Bedeutung man erst allmälig zu fassen vermochte, theils in dem Umstande,

daß Friedrich fast unmittelbar nach seiner Thronbesteigung, und ehe er noch alle Strahlen seines Geistes in Bezug auf die Regierung seiner Staaten entfalten konnte, durch kriegerische Unternehmungen auf ein anderes Gebiet abgerufen ward. Dieser Krieg selbst, in den sich Friedrich so plötzlich stürzte, war ein Eroberungskrieg, bei welchem das Recht wenigstens nicht zweifellos auf seiner Seite stand; er ward unternommen gegen eine deutsche Macht, gegen das Kaiserhaus und gegen eine junge, von allen Seiten bedrängte Fürstin, unternommen im Bunde mit dem alten Erbfeinde Deutschlands, Frankreich. Es begreift sich, daß nicht bloß vom Standpunkte des deutschen Nationalgefühls und jener weichern Empfindsamkeit für allgemeines Menschenwohl, welche damals schon in der deutschen Philosophie und Poesie zu herrschen angefangen hatte, ein solcher Krieg nicht eben günstig beurtheilt werden mochte (wir lernten bereits Klopstock's strengen Spruch darüber kennen), sondern daß selber das eigene Volk des Königs, welches bei seiner Thronbesteigung nach dem Bericht eines Augenzeugen „vor Freuden außer sich war," einen Augenblick stutzig ward, ob es nicht statt des erwarteten Philosophen auf dem Throne nur einen ehrgeizigen Eroberer erhalten habe. Dem Könige selbst entging dieser bedenkliche Eindruck seiner ersten größern Unternehmung nicht. In seinen Briefen aus den schlesischen Feldlagern, namentlich an Jordan, erwähnt er denselben öfter und zeigt sich fast ängstlich bemüht, die öffentliche Meinung eines Bessern von sich zu belehren. Er freut sich daher lebhaft im Voraus der günstigen Wirkung, die seine Mäßigung beim Friedensschlusse hervorbringen müsse: nun werde man doch einsehen, daß er nicht aus tollem Ehrgeiz, sondern um

wirklicher, wichtiger Interessen seines Landes willen diesen Krieg unternommen habe!

In dem Zwischenraume zwischen dem Ende der schlesischen und dem Anfange des siebenjährigen Krieges entfaltete sich Friedrich's großartiges Wesen als Herrscher, als Gesetzgeber, als Beschützer des Rechts und Förderer des Gemeinwohls in seinen Staaten, zugleich aber auch als Bannerträger einer neuen Zeit für ganz Deutschland, ja für Europa immer sichtbarer und großartiger. In diese Zeit fallen seine ersten Vorkehrungen zu der Reform des Rechts und der Gesetzgebung, welche Preußens Vorgang auf diesem Gebiete zu einem tonangebenden für die andern deutschen Staaten und selbst für manche auswärtige machten. In diese Zeit fallen die meisten jener denkwürdigen Entscheidungen, in denen Friedrich mit einem einzigen Federstriche das eine Mal irgend ein Stück mittelalterlicher Intoleranz über den Haufen warf, ein anderes Mal dem schleppenden Gange der Verwaltung zum Besten irgend eines darunter Noth leidenden Unterthanen Flügel gab, wieder ein anderes Mal die eigene königliche Prärogative ohne Besinnen unter die höhere Autorität des für Alle gleichen unparteiischen Rechtes beugte. In diese Zeit fällt die Wiederbelebung der unter seinem Vater eingegangenen und — schlimmer als das — zum Spotte gewordenen Akademie der Wissenschaften, die unter ihm, obschon leider allzu sehr in französischem Geiste eingerichtet und zum großen Theil mit Franzosen besetzt, dennoch auch viele deutsche Berühmtheiten in ihrem Schooße versammelte und den Wissenschaften, namentlich den eracten, manchen wichtigen Vorschub leistete. Jetzt zuerst ward Deutschland inne, was es an diesem Könige

besitze, und nannte ihn, den selber das Ausland bis an die Grenzen der Civilisation bewundernd pries, mit bewußtem Stolze den Seinigen. Jetzt begann allmälig auch in weitern Kreisen die Wirkung der Regierungsweise und der Persönlichkeit Friedrich's sich auszubreiten und zu bethätigen.

Diese Wirkung war ganz von der gleichen Art, wie die wirkende Ursache. Es waren nicht bloß einzelne, bestimmte Richtungen des geistigen Lebens, die sich durch das Wirken und Walten Friedrich's gefördert oder ermuntert fanden (obschon wir auch davon zu berichten haben werden), es war vor Allem das ganze Wesen, der innerste Kern des Volkes selbst, der dadurch eine günstige Umwandlung, eine Anfrischung und Kräftigung erfuhr. Diejenigen zunächst, deren berufsmäßige Thätigkeit sich unmittelbar unter den Augen und der Controle des großen Königs bewegte, die seinen unentfliehbaren, unbestechlichen Blick zu fürchten hatten, fanden sich, halb durch Zwang, halb durch die anfeuernde Macht des von solcher Stelle aus gegebenen Beispiels, zu einer strengern, pflichtgetreuern Führung ihrer Aemter gedrungen, als sonst wohl in diesen Kreisen gewöhnlich war, und doch nicht, wie unter dem allzu einseitigen Regimente Friedrich Wilhelm's I., zu bloßen Maschinen eines oft launenhaften, despotischen Willens erniedrigt. Sie durften geeigneten Falles auch ihre selbständigen Ansichten gegenüber einem Könige geltend machen, welcher Ideen und Grundsätze achtete und zu würdigen verstand, weil er selbst nach solchen regierte. Der Richterstand insbesondere gewann unter der Regierung eines Monarchen, der in einem eigenen Rescripte dem höchsten Gerichte des Landes, dem Cammergerichte, zur

Pflicht gemacht hatte, allezeit nur nach den Gesetzen und nach seiner richterlichen Ueberzeugung zu verfahren und selbst Befehle von ihm, wenn sie diesem gesetzmäßigen Charakter widersprächen, nicht zu respectiren, eine Unabhängigkeit und Pflichtstrenge der Gesinnung, welche sich auch da nicht verleugnete, wo der König einmal wirklich (wie in dem berüchtigten Processe des Müller Arnold) sich verleiten ließ, den selbständigen Gang der Justiz in fehlgreifender, wenn auch bestgemeinter Absicht zu unterbrechen. Und so ging aus Friedrich's Schule ein Beamtenthum hervor, welches, im Vergleich zu der Bestechlichkeit, dem Schlendrian, der Trägheit und Geistlosigkeit, welche den gleichen Stand in fast allen übrigen Staaten damals kennzeichneten, ein Gegenstand der Bewunderung und des Neides von ganz Deutschland war, welches selber die Corruption der folgenden Regierung wenigstens zu einem großen Theile glücklich bestand und in die spätern Zeiten, zugleich mit den Traditionen einer gewissenhaften, pünktlichen, für das Gemeinwohl thätigen Verwaltung und Rechtspflege, auch einen Fond geistiger Bildung und Tüchtigkeit hinüberrettete, der für die Regeneration des preußischen Staates im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts höchst segensreich wucherte.

Ein solcher Mann aus Friedrich's Schule war z. B., um sogleich den hervorragendsten und mustergiltigsten zu nennen, der Freiherr vom Stein.

Aber der günstige Einfluß des gewaltigen Umschwungs, den Friedrich der Große durch sein Beispiel und sein Regiment in das ganze Leben seiner Zeit und seines Volkes brachte, reichte auch noch weit über jene nächste Sphäre

hinaus. Jede Kraft in seinen Staaten und selbst in andern deutschen Ländern fühlte sich angespornt durch den Hinblick auf einen Monarchen, der als ein Muster der bewundernswerthesten Energie, Ausdauer und Vielseitigkeit des Thuns und Schaffens dastand, durch den Gedanken, von diesem Monarchen erkannt, gewürdigt, vielleicht zur Mitbetheiligung an seinem erhabenen Wirken berufen zu werden. Ein frischerer Zug ging durch das ganze Volk und machte sich in mancherlei unverkennbaren Zeichen bemerkbar. Es genüge hier, für das Gesagte zwei Zeugnisse anzuführen, die um so gewichtiger sind, als sie von zwei sehr ungleich gearteten Männern ausgehen und doch im Endresultate vollkommen übereinstimmen. Friedrich Nicolai, der bekannte Vertreter einer praktisch-verständigen, bisweilen etwas nüchternen, aber keineswegs, wie man ihn oft ungerechter Weise in Bausch und Bogen tarirt hat, geistlosen Richtung im Leben und in der Wissenschaft (wie hätte sonst ein Lessing sein vertrauter Freund sein und bis an den Tod bleiben können?) — Nicolai also erklärt in dem Vorwort zu seinen „Anekdoten aus Friedrich's II. Leben“: wenn er über viele wichtige Gegenstände irgend Etwas wisse, über Glaubensfreiheit, Aufklärung, Sittlichkeit, Thätigkeit, Handel und Gewerbe, über den Charakter der Nationen und dessen Triebkräfte — so habe er es ganz allein seiner beständigen Beobachtung dieses, im Frieden noch mehr als im Kriege thatenreichen Mannes und seiner Aufmerksamkeit auf dessen Verfügungen und deren vor Augen liegende Folgen zu danken. Und Goethe, dem man eine einseitige Voreingenommenheit für Friedrich's II. Denk- und Regierungsweise — trotz einzelner enthusiastischer Aeußerungen über

dessen kriegerische Großthaten — schwerlich nachsagen wird, bemerkt in seinem „Leben Hackert's," mit Bezugnahme auf dessen preußische Abstammung: „Als Preuße von Geburt hatte er sich einen Theil von der Glorie seines Königs angeeignet und ähnelte daher durch Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe und Ausdauer den Besten, die mir aus dieser Nation bekannt geworden."

Daß diese durch Friedrich's Beispiel in weiten Kreisen geweckte Tüchtigkeit und Strebsamkeit sich zuerst und vorzugsweise den positiven, praktischen Lebensgebieten zuwendete, war eben so natürlich, als den gegebenen Verhältnissen nach für den Bildungsfortschritt des deutschen Volkes ersprießlich. Die Deutschen waren eben damals auf dem besten Wege, das Gegentheil von dem zu thun, was Friedrich sehr richtig als den natürlichen Gang in der Entwicklung der Nationen bezeichnete. Sie strebten nach den höchsten Zielen in Kunst und Wissenschaft, bevor sie noch das „Nothwendige und Nützliche" zu Stande gebracht, bevor sie im praktischen Leben, auf dem Boden der reellen, positiven Interessen recht festen Fuß gefaßt und sich tüchtig umgethan hatten. Friedrich's Beispiel lenkte die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Nation wenigstens einigermaßen auf diese vernachlässigten Gebiete zurück. Er war eine durch und durch positive und realistische Natur, aber im eminentesten Sinne: mit Recht nennt ihn Carlyle eine „gekrönte Realität." Ohne jede Spur von Romantik oder Sentimentalität ging er immer schnurgrade auf sein Ziel los. In ihm war nichts Ueberschwängliches oder Ueberfliegendes, nichts Unbefriedigtes oder Unausgefülltes. Er wußte jederzeit genau, was er wollte; und wollte nur, was

er konnte. Mit den höchsten Ideen der Aufklärung und Humanität seiner Zeit vertraut und befreundet, gab er diesen Ideen immer sogleich Fleisch und Blut, indem er sie den gegebenen Verhältnissen anpaßte und im praktischen Leben realisirte. Die Beobachtung der Wirklichkeit, der Dinge und der Menschen, war von früh an sein Lieblingsstudium gewesen und blieb es sein ganzes Leben hindurch. Das Nützliche — im besten Sinne des Wortes, — die Verbesserung der materiellen, bürgerlichen und öffentlichen Zustände des Volkes — das war das Gebiet, auf welchem er rastlos und erfolgreich wirkte und welches er, nach der langen Vernachlässigung, die dasselbe sowohl von Seiten der Großen, als von Seiten der Männer von Geist erfahren hatte, gleichsam erst wieder zu Ehren brachte.

Die Wirkung davon auf das geistige Leben der Nation blieb nicht aus. Ermuthigt von der Duldung und Aufmunterung, welche der große König ihnen gewährte, und genährt von dem praktischen Geiste, der in allen seinen Regierungshandlungen waltete, erhoben die politischen Wissenschaften in ihren verschiedenen Zweigen sich zu einer bis dahin in Deutschland noch unbekannten und kaum geahnten Regsamkeit.

Die Statistik, bei Leibnitz und Conring nur erst ein frommer Wunsch und ein wissenschaftliches Postulat, erwuchs, unterstützt durch Friedrich's Regierungsmaßregeln und gepflegt von Männern wie Achenwall und Schlözer, Süßmilch und Büsching, zu einer nach Grundsätzen verfahrenden und zugleich auf's Engste dem praktischen Leben sich anschließenden Wissenschaft. Staatsrecht und Politik, bis dahin meist nur eine Sache unfruchtbarer Gelehrsamkeit und theoretischer Spe-

culation, erhielten unter den Händen einer jüngern Schule, zu welcher K. F. von Moser, Schlözer, Häberlin u. A. gehörten, eine fruchtbare Anwendung auf die Verhältnisse der gegebenen Wirklichkeit und die Ereignisse des Tages. Von daher datirt jene Publicistik, welche zuerst das öffentliche Leben des deutschen Volkes aus langer Erstarrung erlöste und dadurch dem ganzen Nationalgeiste einen frischern Schwung verlieh. Die Geschichte fühlte sich aufgemuntert, ihre Aufmerksamkeit neben dem Treiben der Fürsten und Höfe auch dem Staats- und Volksleben in höherm Grade zuzuwenden. Die Philosophie, in jener populären Gestalt, in der ein Garve, ein Engel, ein Abbt, ein J. Möser, ein Claudius u. A. sie lehrten, stieg mehr und mehr herab zu der Beobachtung der bestimmten sittlichen und gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen unter einander, zu der Untersuchung der Pflichten wie der Rechte des Menschen und des Bürgers.

Neben diesem Instinkt des Praktischen und Positiven, der ein so nützliches Correctiv für den allzu sehr dem Idealistischen zuneigenden Geist der Deutschen ward, war es noch ein zweites Element, welches durch Friedrich's Denk- und Handlungsweise in der Nation geweckt, oder doch, nachdem es bis dahin nur erst in schüchternen Anfängen sich gezeigt hatte, stärker entwickelt und zu lebhafterer Bethätigung ermuntert wurde. Wir meinen jenen echt bürgerlichen Zug des deutschen Geistes, dem wir zu einem großen Theile die Wiederbelebung unserer vaterländischen Kunst, Wissenschaft und Sitte im vorigen Jahrhundert verdanken. Der männliche, ernste, selbstbewußte Sinn, der sich in den bürgerlichen Ständen, den eigentlichen Trägern der nationalen Cultur in

Deutschland, unter dem directen und indirecten Einflusse der Persönlichkeit und der Regierungsweise Friedrich's des Großen allmälig entwickelte und jener sclavischen Unterwürfigkeit ein Ende machte, womit diese Stände bis dahin nicht bloß im Politischen, sondern auch im Geselligen und Geistigen sich den Prätentionen der tonangebenden Classen gefügt hatten, äußerte seine günstigen Wirkungen auch auf den idealen Gebieten der Wissenschaft und der Kunst, vor Allem auf jenen höchsten der Philosophie und der Poesie.

Auch hier wollen wir, statt alles Weitern, Namen nennen, und zwar zwei der glänzendsten und erhabensten in der ganzen Geschichte des deutschen Geistes. Es war eine tiefsinnige Idee des genialen Schöpfers von Friedrich's II. Denkmal zu Berlin, zu den Füßen und gleichsam unter den Auspicien des großen Königs Kant und Lessing sich begegnen zu lassen, obgleich beide Männer im Leben niemals einander nahegekommen sind. Aber Beide repräsentiren, Jeder in seiner Sphäre und nach der Eigenthümlichkeit seiner besondern Meisterschaft, den Zug jenes neuen, von Friedrich ausgegangenen Geistes: das Charaktervolle und Männliche des ganzen Strebens, den Ernst und Muth unerbittlicher Wahrheit, den Drang nach Realität, nach fester Gestaltung und Abgrenzung im Wissen wie im künstlerischen Schaffen, sammt der entschiedenen Abneigung gegen alles Ueberschwengliche, Unklare, Unfaßbare. Das ist's, was Lessing weit über Gottsched und die ganze Zunft der conventionellen Dichter erhebt, die den Muth nicht hatten, auf eigenen Füßen zu stehen und mit dem französischen Aftergeschmack, der sich freilich der Gunst und Protection der tonangebenden Classen

erfreute, entschieden zu brechen, und das ist es, was ihn auch von Klopstock und dessen Jüngern scheidet — Männern voll der edelsten Begeisterung, die aber vor der Unendlichkeit ihrer Empfindungen und ihrer Intentionen nicht zur festen, plastischen Gestaltung wirklicher Kunstwerke kamen, gleichsam niemals aus der Ueberschwenglichkeit des jugendlichen Alters, welches Alles leisten zu können sich vermißt, hinübergelangten in das Alter männlicher Reife, welches wirklich Etwas leistet, indem es sich beschränkt und an positiven, greifbaren Stoffen seine bildende Kraft erprobt. Und ähnlich verhält es sich mit Kant im Vergleich zu Leibnitz und Wolf. Was Kant's Philosophie vor der seiner beiden Vorgänger auszeichnet, ist nicht ein größeres Maß von Scharfsinn, Subtilität oder geistreicher Combinationsgabe — es ist vielmehr der Charakter, der sich darin ausprägt, es ist der Muth der Wahrheit, der sich nicht scheut, die Grenze des Faßbaren und des Unfaßbaren scharf zu ziehen, es ist das starke Vorwiegen des praktischen Moments vor dem theoretischen, und die entschiedene Hinlenkung des ganzen menschlichen Denkens auf die großen Ziele sittlicher, bürgerlicher und religiöser Freiheit.*)

Wie es kam, daß diese so männliche, so positive und (im besten Sinne) so realistische Richtung, welche Kant und

*) Wir glauben hier auf die so eben erschienene kleine Schrift von Dr. Johann Jacoby: „Lessing und Kant" (Königsberg, Dalkowski), aufmerksam machen zu müssen, die zwar nicht direct das von uns angedeutete Verhältniß jener beiden großen Geister zu Friedrich II., wohl aber manche Momente hervorhebt, deren weitere Verfolgung zu einer der unsern ähnlichen Betrachtung hinleitet.

Lessing in Philosophie und Poesie eingeschlagen hatten, in vielen Beziehungen bald nachher wieder verlassen ward, daß also auch der Einfluß des Fridericianischen Geistes sich wenigstens in dieser Sphäre nicht als nachhaltig fortwirkend erwies, darüber ließe sich Manches sagen, was für die culturgeschichtliche Beurtheilung jener Zeit vielleicht nicht ohne Bedeutung wäre, jedoch die Grenzen dieser Schrift bei Weitem überschreiten würde. *)

*) Zu einer eingehendern Behandlung dieser eben so interessanten als culturgeschichtlich wichtigen Frage wird der dritte Band meines „Deutschland im 18. Jahrhundert," an welchem ich jetzt arbeite, mir erwünschte Veranlassung bieten.

Friedrich, der Held des siebenjährigen Krieges,

sein Einfluß als solcher auf das Nationalgefühl, und durch dieses auf die Nationalliteratur.

Wenn Etwas noch den starken und weitreichenden Einfluß Friedrichs auf die deutsche Nation zu steigern vermochte, so war es der siebenjährige Krieg. Alle edlern Sympathien der Deutschen wendeten sich in diesem Kriege ihm zu. Es fand hier grade das umgekehrte Verhältniß Statt von dem im ersten schlesischen Kriege. Diesmal war Friedrich der Angegriffene, und zwar der mit Uebermacht und treulos Angegriffene. Diesmal erschien er als der Vorkämpfer deutscher Freiheit, deutschen Protestantismus und deutscher Bildung gegen das mit Franzosen und Russen verbündete Oesterreich. Aus dem Briefwechsel Friedrich's ist ersichtlich, daß nicht bloß er selbst sich so betrachtete, sondern daß auch die öffentliche Meinung Deutschlands, ja selber des Auslandes, ihm diese Aufgabe zuwies und diesen Ruhm beilegte. Schwedische Truppen weigerten sich, gegen ihn an der Seite der Oestreicher zu fechten, wohl eingedenk der ganz andern Stellung, in der ihre Vorfahren einst in Deutschland gekämpft hatten. Aus Goethe's Selbstschilderung wissen wir, mit wie lebhaften

Sympathien man selber in der alten Kaiserstadt Frankfurt Friedrich's Siege über das Kaiserthum verfolgte. Vollends die Niederlage der Franzosen bei Roßbach erweckte in ganz Deutschland, sogar in den Ländern, die mit dem Kaiser gegen Friedrich im Kriege waren, den ungeheuersten Jubel. Seit unvordenklichen Zeiten war kein ähnlicher Sieg über Ausländer erfochten worden, und nun gar über die verhaßtesten von Allen, diese Welschen, denen man eben so arge Verwüstungen des deutschen Bodens, als Zerstörungen im Bereiche deutscher Sitte, Art und Kunst nachzutragen hatte. Und es war nicht der wenigst stolze Theil dieses Triumphes, daß Friedrich, der von den ersten französischen Geistern Gefeierte und selber ein Bewunderer französischen Geistes, hier als echter Sohn seines Vaterlandes die Ueberlegenheit deutscher Kraft mit blutigen Zeichen auf die Rücken dieser Welschen geschrieben hatte. Das war weit mehr als eine preußische, das war eine wahrhaft nationale, deutsche That!

„Der Ruhm Friedrich's," um mit Macaulay zu reden, der wenigstens hier einmal dem großen Könige gerecht wird, „fing an, bis auf einen gewissen Grad ein Ersatz für eine gemeinsame Regierung und eine gemeinsame Hauptstadt zu werden. Er wurde ein Vereinigungspunkt für alle echten Deutschen, ein Gegenstand wechselseitiger Beglückwünschung für den Baiern und Westphalen, für die Bürger von Frankfurt und die Bürger von Nürnberg. Damals zuerst ward es offenbar, daß die Deutschen wirklich eine Nation seien. Damals zuerst wurde jener vaterländische Geist deutlich erkennbar, der im Jahre 1813 die große Befreiung von Mitteleuropa vollbrachte, und der noch heut, der noch lange die

alte Freiheit des Rheinstromes gegen fremden Ehrgeiz vertheidigen wird."

Die nächsten und stärksten Wirkungen dieses erregten Nationalgefühles zeigten sich auf dem Gebiete der Poesie. „Große Empfindungen," sagt treffend J. Möser in der früher erwähnten Entgegnung auf Friedrich's II. Schrift über die deutsche Literatur — „große Empfindungen können nur von großen Begebenheiten entstehen." Solche Begebenheiten nun lieferte der siebenjährige Krieg. Und sie verfehlten nicht, „große Empfindungen" zu wecken und die Deutschen zu Dichtungen zu begeistern, welche, direct oder indirect, ihre Motive von dorther ableiteten. Bekannt ist, was Goethe in seinem Leben darüber äußert. „Betrachtet man genau," sagt er, „was der deutschen Poesie fehlte, so war es ein Gehalt, und zwar ein nationaler. Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam nun durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal werden, die nicht auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn Beide für einen Mann stehen."

Goethe spricht sodann mit großer Auszeichnung von den Kriegsliedern Gleim's, als „mit und in der That entsprungenen," eben so von Ramler's Oden auf den König, welche sich „mit großen, herzerhebenden Gegenständen beschäftigen." Vor Allem aber gedenkt er „eines Werkes, der wahrsten Ausgeburt des siebenjährigen Krieges von vollkommen norddeutschem Nationalgehalt, der ersten aus dem Leben gegriffenen Theaterproduction, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that, indem sie den Blick in eine

höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und kleinbürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete."

Wir brauchen wohl kaum zu sagen, daß Goethe damit Lessing's „Minna von Barnhelm" meint.

Aber der von Friedrich dem Großen durch die Thaten des siebenjährigen Krieges dem Nationalgefühl und dem dichterischen Schöpfungstriebe gegebene Anstoß wirkte auch noch weit über diese nächsten und unmittelbarsten Aeußerungen hinaus. Auch darüber hat uns Goethe mit seinem wunderbar feinen Verständniß aller Verzweigungen des geistigen Lebens belehrt. „Friedrich," sagt er, „hatte die Ehre eines Theiles der Deutschen gegen eine verbundene Welt gerettet, und es war jedem Gliede der Nation erlaubt, durch Beifall und Verehrung dieses großen Fürsten Theil an seinem Siege zu nehmen; aber wo denn nun hin mit jenem erregten kriegerischen Trotzgefühle? Welche Richtung sollte es nehmen und welche Wirkung hervorbringen? Zuerst war es bloß poetische Form, und die hernach so oft gescholtenen, ja lächerlich gefundenen Bardenlieder häuften sich durch diesen Trieb, durch diesen Anstoß. Keine äußern Feinde waren zu bekämpfen; nun bildete man sich Tyrannen, und dazu mußten die Fürsten und ihre Diener ihre Gestalten erst im Allgemeinen, sodann nach und nach im Besondern hergeben."

Wem fällt hier nicht unwillkürlich aus Schiller's „Fiesco" jene Aeußerung Bourgognino's ein: „Gott sei Dank, ich habe einen Tyrannen!" Und in der That dürfte es nicht zu gewagt sein (wenn man einmal jene Goethe'sche Be-

merkung gelten läßt), Dichtungen wie den „Fiesco," die „Räuber" und Aehnliches auf die in den Gemüthern der Deutschen vom siebenjährigen Kriege her nachzitternde Erregung und den dadurch zuerst geweckten Drang des Nationalgefühles nach einer gewissen Expansion zurückzuführen, einen Drang, der, weil er in den gegebenen Verhältnissen nirgends einen sichern Anhalt und Ausgang fand, sich gegen die Grundlagen selbst der bestehenden Staats- und Gesellschaftszustände kehrte und, wie es Goethe eben dort ausdrückt, „alles Obere, sei es monarchisch oder aristokratisch, aufzuheben trachtete." Von sich selbst wenigstens bekennt Goethe ganz unumwunden, daß jene Nachwirkung des siebenjährigen Krieges es gewesen sei, was ihn zu seiner ersten kühnern und in größern Verhältnissen sich bewegenden Dichtung angefeuert habe.

„Was von jener Sucht (nach Großthaten)," sagt er, „in mich eingedrungen sein mochte, davon strebte ich mich kurz nachher im „Götz von Berlichingen" zu befreien!"

Und also war, sonderbar! Friedrich der Große selbst der entfernte Urheber jenes Dramas, welches er, wie wir gesehen haben, so ganz „abominabel" fand und mit so viel Abscheu von sich wies!

Schluß.

So hat der große König durch seine Thaten und durch die gewaltig wirkende Kraft seiner Persönlichkeit einen viel entscheidendern und ganz gewiß viel naturgemäßern Einfluß auf das deutsche Geistesleben und insbesondere auch auf die schöne Literatur Deutschlands geübt, als er durch irgend welche Art positiver Förderung zu thun vermocht hätte. Er hat die in Sclaverei, blinde Autoritätssucht und Schlendrian versunkene Nation ermuntert und angefeuert, selbständig und nach Vernunftgründen zu denken, zu forschen und zu prüfen. Er hat den bürgerlichen Muth großgezogen und dem deutschen Volke das zurückgegeben, was ihm so lange abhanden gekommen war, einen Charakter. Er hat das erstorbene Gemeingefühl der Deutschen wiedererweckt und ihm große Zielpunkte des nationalen Strebens vor Augen gestellt. Er hat, mit einem Worte, den Grund gelegt zu jener Regeneration Deutschlands, welche zwar er selbst zu vollenden nicht im Stande war, weil die Verhältnisse der damaligen Zeit und die eigenen Formen derjenigen Regierungsweise, worin Friedrich das Höchste leistete, einer solchen Vollendung im Wege standen, welche aber doch von ihm datirt und deren allmälige Hinausführung an ein glückliches Ziel nicht anders möglich

ist, als auf dem Grunde der von Friedrich zuerst zur Geltung gebrachten großen Staatsprincipien — vollständiger Freiheit des Denkens und der Gewissen und rückhaltloser Hingebung der Regierenden an die Idee des Rechtsstaates und an die Interessen des Volkes — und durch das Wiederaufleben seines hohen und kühnen Geistes in seinen erlauchten Nachfolgern.

In dem Fruchtboden dieser sittlichen, politischen und nationalen Wiedergeburt unsers Volkes, welche Friedrich der Große zum Theil in's Leben rief, zum Theil anbahnte und vorbereitete, hat der deutsche Geist bereits viele seiner kräftigsten Keime entwickelt, wird er noch zahlreichere und vielleicht auch noch kräftigere entwickeln. Und wenn der große König, nicht ohne einen gewissen Anflug von Wehmuth, in Bezug auf das geistige Leben Deutschlands, dessen künftige Blüthe er mit vaterländischem Stolze voraussah, von sich sagte, daß er, wie Moses, das gelobte Land nur von fern sehen und die Wege dahin andeuten könne, selbst aber es nicht betreten werde, so wird die dankbare Nachwelt nicht unterlassen, ihm das höhere Verdienst zuzuerkennen, daß er, wie mit einem zweiten Mosesstabe, mit seinem welthistorischen Krückstock aus dem verdörrten und versteinerten Boden unsers Nationallebens den lebendigen Quell herausgeschlagen hat, dessen erfrischende und verjüngende Kraft das verirrte und schon fast an seiner hohen Sendung verzweifelnde Volk der Deutschen wieder fähig machte, durch alle Schwierigkeiten und Hindernisse hindurch unverzagt und mit immer festerm Schritte nach jenem gelobten Lande vorzubringen.